Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO Druck und Verlag von Rudolf Troppmair **BRASILIEN**

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12$000. Ausland 20$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 502

Nr. 13 São Paulo, 20. September 1912 IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau

Brasiliens Gummi-Export. Preisschwankungen. Produktionsgebiete. Gummisorten. Absatzgebiete. Staatssubventionen zur Krisebekämpfung, Konkurrenzausschreibung. Die gegenwärtige Marktlage. Ein neues Gewinnungsverfahren.

In der brasilianischen Produktenausfuhr nimmt nach dem Kaffee, der mit $^1/_3$ bis $^1/_2$ des Gesamtexportwertes die weitaus erste Stelle behauptet, der Gummi die zweite Rangstufe ein mit einem Wertbetrage, der $^1/_4$ bis $^1/_3$ der Gesamtausfuhr gleichkommt. In den letzten drei Jahren stellt sich dieser Artikel auf:

	Kilos	
1909	39.026.738	301.939:957$
1910	38.546.970	376.971:860$
1911	36.547.135	226.395:419$
1912 (6 Monate)	22.384.534	130.948:282$

Bis zum Jahre 1910 hielten sich die Preise, indem in diesem Jahre der Wert von 9$779 eingesetzt werden konnte. In 1911 aber trat ein gewaltiger Rückschlag ein, welcher den Durchschnittspreis auf 6$195 herabdrückte. Und da der Artikel auch noch an Gewicht der Ausfuhr eine Einbuße von 2 Millionen Kilo erlitt, so betrug in diesem einen Produkte der Wertausfall gegenüber 1910 nicht weniger denn 150 Millionen Milreis.

In den ersten 6 Monaten dieses Jahres ist zwar der Wertbetrag wieder um 10 Millionen Milreis angestiegen. Aber das geschah nicht infolge einer gebesserten Preislage, sondern durch die höheren Anstrengungen der Produzenten, indem sie in diesen 6 Monaten über 5 Millionen Kilo mehr auf den Weltmarkt schickten; der dabei eingesetzte Durchschnittspreis steht aber sogar unter 6$000. Daraus ist leicht die schwere Krise zu ersehen, die gegenwärtig dieses unser zweitwichtigstes Exportprodukt durchmacht, eine Krise, gegen welche die Heilungsversuche um so schwieriger sind, weil die auswärtige Produktionskonkurrenz rapid anwächst, sowohl durch Neupflanzungen wie künstlichen Ersatz.

Von dieser Krise wird wieder ein bedeutender Teil Brasiliens in Mitleidenschaft gezogen. Denn was der Kaffee für Mittelbrasilien, das ist der Gummi für Nordbrasilien, fast das einzige Exportprodukt von Bedeutung und deshalb für die finanzielle und wirtschaftliche Lage jener Staaten ausschlaggebend. Wie sich diese Produktion auf die einzelnen Staaten verteilt, ergibt sich aus der folgenden Exportaufstellung:

	1911	1910	1911	1910
	Tonnen		Contos	
Manaos	16.549	16.680	117.370	181.994
Pará	15.306	16.680	88.150	163.605
Bahia	1.793	2.137	7.519	12.844
Corumbá	726	742	4.800	7.523
Fortaleza	955	1.054	3.964	5.509
Insel Cajueiro	752	674	2.499	2.334
Andere Orte	466	599	2.000	3.162
	36.547	38.547	226.395	376.792

Bei weitem ausschlaggebend sind für dieses Produkt also die Gebiete des Amazonas.

Dieser Export wird auch nach den Qualitäten in 5 Klassen ausgeschieden, die sich in der Ausfuhr von 1911 in folgenden Mengen und Werten zeigten:

	Kilos	
Borracha seringa	32.652.983	211.248:031$
,, mangabeira	437.163	1.242:980$
,, maniçoba	3.444.531	13.873.115$
,, massaranduba (1909)	715	—
,, sorva	12.458	31.293$

In den drei letzten Jahren ist Borracha seringa beständig an Qualität zurückgegangen von 35,4 auf 34,1 und 32,6 Millionen Kilo, wogegen Maniçoba von 3,1 auf 3,6 resp. 3,4 stieg, mangabeira von 509.644 auf 781.082 resp. 437.163 Kilo schwankte und sorva von 7336 auf 9545 resp. 12.458 Kilo anstieg, massaranduba aber in den letzten beiden Jahren ganz vom Export verschwand.

Die direkten Absatzgebiete für den brasilianischen Gummi sind vor allem Großbritannien und die Vereinigten Staaten. Allerdings ist das nur infolge des Transportes, nicht aber des eigentlichen Verbrauches der Fall, wobei auch vor allem Deutschland in Betracht käme. In 1911 ging aus Brasilien Gummi:

nach	Kilos	
Großbritannien	15.661.862	101.626:736$
Vereinigte Staaten	16.145.999	96.904:779$
Frankreich	3.221.440	19.787:833$
Deutschland	1.058.087	5.130:722$
Uruguay	277.410	1.855:116$
Anderen Ländern	182.337	1.090:096$

Uruguay figuriert in dieser Statistik nur, weil von Corumbá herunter die Gummisendungen mit den Flußdampfern nach Montevideo gehen und dort nach den europäischen Ländern verschickt werden.

Bekanntlich studiert man hier nun auch schon lange an dem Problem der Valorisation des Gummis, allerdings mit der Ueberzeugung, daß hier auf den

für die Kaffeevalorisation eingeschlagenen Wegen nur ein Fiasko zu erzielen wäre. Indessen hat man nichtsdestoweniger mit Gesetz vom 17. April 1912 einen ersten Versuch gewagt und ist in diesen Tagen die bezügliche Konkurrenzausschreibung erfolgt, auf welche bis zum 30. November Eingaben an das nationale Ackerbauministerium gemacht werden können. Es werden gewährt: 1) bis 400 Contos für Etablissements zur Raffinierung von borracha seringa in Belem oder Manaos; 2) bis 100 Contos an Raffinierungs-Etablissements für borracha maniçoba und mangabeira in den Staaten Piauhy, Ceará, Rio Grande do Norte, Pernambuco, Bahia, Minas Geraes und São Paulo und 3) bis 500 Contos für Fabriken zur Anfertigung von Gummiartikeln in Manaos, Belem, Recife, Bahia und Rio de Janeiro. Außerdem werden gewährt Befreiung von allen Steuern und Abgaben und Zöllen für die Installations-, Fabrikations- und Brennmaterialien; Bevorzugung für Lieferungen an die Staatsbetriebe; Recht zu den erforderlichen Expropriationen. Den Eingaben ist eine Kaution von 10 bis 30 Contos beizufügen, die auf 30 bis 100 Contos erhöht werden, wenn die Offerten ausgeführt werden. Für die Ausführung sind 12 bis 36 Monate Fristen vorgesehen. Wenn die Etablissements fertig sind, wird die Subvention in bar ausbezahlt. Der Betrieb wird vom Staate kontrolliert, ebenso sind die Preise mit Genehmigung des Staates anzusetzen. Die näheren Bestimmungen sind vom Ackerbauministerium in Rio erhältlich. Ob der eingeschlagene Weg zum Ziele und zur Besserung der Marktlage dieses Artikels führt, ist abzuwarten. Jedenfalls ist die Bundesbehörde geneigt, den notleidenden Gummistaaten nach Möglichkeit über die schwere Krise hinwegzuhelfen.

Im Gesetz vom 5. Januar 1912 sind noch weitere Maßnahmen zu diesem Zwecke vorgesehen, so die Förderung der Anpflanzungen von Gummibäumen, die Vermehrung und Erleichterung der Einwanderung und Ansiedlung im Amazonastal, die Erleichterung und Verbilligung des Transportes, die Schaffung von Ackerbauzentren für die Lebensmittelproduktion, Verteilung der Ländereien im Acregebiet mit definitiven Besitztiteln, Veranstaltung von Gummiausstellungen in Rio de Janeiro, Herabsetzung der Exportsteuern etc., so daß zur Bekämpfung der schweren Krise ein ganzes weitsichtiges Programm aufgestellt ist, das bei energischer Ausführung unseren Gummi-Staaten den Kampf mit der Konkurrenz jedenfalls wesentlich erleichtern würde.

Von fachmännischer Seite wird die gegenwärtige Marktlage dieses Produktes in folgender Weise geschildert:

Kaum ein Produkt des Welthandels hat in den nächsten Jahren eine so rasche und umfangreiche Vermehrung der Erzeugung zu gewärtigen wie der Kautschuk. Noch vor ungefähr 30 Jahren war Plantagenkautschuk fast unbekannt, man war lediglich auf den wild wachsenden Kautschuk angewiesen, der in der Hauptsache aus Südamerika stammte. Langsam und zögernd ging man erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts dazu über, Kautschuk plantagenmäßig anzubauen, und dieser Anbau hat, namentlich in Südasien (vor allem in den malayischen Inseln und in Ceylon) eine außergewöhnliche Ausdehnung erfahren. Wie sich die Produktion von Kautschuk infolge des Hinzutretens des Plantagenkautschuks in den letzten Jahren bereits vermehrt hat, zeigt folgende Tabelle:

1906/7	68.371 T.
1907/8	62.376 T.
1908/9	71.089 T.
1909/10	76.026 T.
1910/11	79.302 T.
1911/12	93.669 T.

Im Jahre 1910/11 befanden sich unter obigen Mengen 10.000 Tonnen Plantagenkautschuk, der Rest setzte sich aus wildem Kautschuk zusammen. In Fachkreisen rechnet man nun damit, daß im Jahre 1913 die Produktion von Plantagenkautschuk 20.000 Tonnen betragen wird, und man schätzt die Menge, die von den Plantagen im Jahre 1917 geliefert werden dürfte, auf zirka 70.000 bis 76.000 Tonnen. Da nun die Produktion von Wildkautschuk voraussichtlich keine Abnahme erfahren wird, so sind in wenigen Jahren Kautschukmengen zu erwarten, die die jetzigen Quantitäten weit übersteigen. Daß der Konsum diese zu den heutigen Preisen aufnehmen wird, betrachtet man in Fachkreisen als ausgeschlossen. Bis jetzt hat der Konsum von Kautschuk sich in der Regel jährlich um zirka 5 Prozent erhöht. Nun nimmt man allerdings an, daß, wenn in Zukunft niedrigere Preise eintreten werden, der Konsum sich in schnellerem Tempo vermehrt. Hierzu liegt um so mehr Veranlassung vor, als bereits im letzten Jahre angesichts der niedrigen Kautschukpreise der Konsum im Gegensatz zum Jahre vorher viel rascher gestiegen ist als die Produktion. Nach der Statistik der Firma Hecht, Levis u. Kahn in London stieg im letzten Jahre der Verbrauch an Kautschuk von 74.082 Tonnen auf 99.564 Tonnen, während er beispielsweise in der Zeit von 1908/09 auf 1909/10 nur von 71.989 Tonnen auf 76.026 Tonnen gewachsen war. Im Zusammenhang damit sind dann auch die Weltbestände von 12.563 Tonnen am 1. Juli 1911 auf 10.181 Tonnen am 1. Juli 1912 zurückgegangen. Die Zunahme des Verbrauches im letzten Jahre ist ganz außerordentlich groß, und sie ist, wie schon erwähnt, zu einem großen Teil auf das gegenüber den Vorjahren ermäßigte Preisniveau zurückzuführen. Es betrugen nämlich die

	höchste Preise	niedrigste Preise
1907/8	4 sh 11 d	2 sh 9 d
1908/9	6 sh 3 d	3 sh 11 d
1909/10	12 sh 5 d	6 sh 3 d
1910/11	10 sh —	4 sh 11 d
1911/12	5 sh 2 d	4 sh 3 d

Diese Gegenüberstellung zeigt, daß die Preise von dem Hochstande des Jahres 1909/10 weit entfernt sind, daß sie aber das Niveau, das sie während der Krisis innehatten, nicht wieder erreicht haben.

Von Interesse ist noch folgende Mitteilung über ein neues Verfahren für die Gummigewinnung: Die Firma Carl H. Delfs, Hamburg, schreibt, daß sie gegenwärtig mit der Gründung einer Internationalen Gesellschaft für Gummigewinnung beschäftigt ist, die die Ausbeutung der Patente des Ingenieurs v. Hassel vornehmen wird. Diese Patente sollen nach Angabe der genannten Firma den Ersatz der sehr teuren Handarbeit bei der Gummigewinnung durch eine billige, automatisch wirkende maschinelle Anlage beschaffen. Die v. Hasselsche Erfindung verringere den Gummiproduktionspreis bei wildwachsenden Bäumen auf etwa 1/3 des jetzigen Preises, liefere ein reineres Produkt und ermögliche sogar die Bearbeitung minderwertiger Bäume. Beim alten Verfahren benötigt man einen Arbeiter für 200 Bäume, bei dem v. Hasselschen maschinellen Verfahren brauche man einen Mann für 5000 Bäume. Es wird nun abzuwarten sein, ob diese Erfindung sich besser bewährt, als die früher zum Ersatz der Handarbeit unternommenen Versuche.

Ein fürstliches Geschenk an die Italiener.

Am 12. d. M. wurden die Leser des „Diario Official“ durch die Veröffentlichung eines Vertrages überrascht, der zwischen den Regierungen des Bundes und des Staates São Paulo und den italienischen Schiffahrtsgesellschaften abgeschlossen worden ist und der von einer subventionierten Schiffahrtslinie zwischen italienischen und brasilianischen Häfen handelt. Auf brasilianischer Seite waren die Bevollmächtigten der Landwirtschaftsminister und der Generaldirektor des Paulistaner Ackerbausekretariats, während die italienischen Schiffahrtsgesellschaften Navigazione Generale Italiana, La Veloce, Lloyd Italiano und Italia durch die Herren Dapples und Meier, Direktoren der Banca Francese e Italiana per l'America del Sud, vertreten wurden.

Der Vertrag bestimmt, daß die genannten italienischen Gesellschaften eine Schiffahrtslinie einrichten müssen, deren Dampfer ausschließlich zwischen Genua oder Neapel und Santos verkehren. Alle 14 Tage hat ein Dampfer Genua oder Neapel zu verlassen, so daß im Jahre 26 Rundreisen ausgeführt werden. Die Dampfer müssen sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise Rio und außerdem einmal Pernambuco, das andere Mal Bahia anlaufen. Ferner dürfen sie zwei außeritalienische Mittelmeerhäfen oder einen Mittelmeerhafen und einen atlantischen südlich des 40. Grades nördlicher Breite berühren (also Lissabon oder Cadiz oder Dakar) und ferner eine Kohlenstation im Atlantischen Ozean. Die geringste Geschwindigkeit der Dampfer muß 14 Seemeilen in der Stunde betragen, worauf jedoch 10 Prozent Spielraum zugestanden sind, so daß tatsächlich nur 12,6 Seemeilen herauskommen. Sie müssen mit eleganten Einrichtungen für Passagiere erster und mit den gesetzlichen Vorschriften entsprechender Unterkunft für Zwischendecker versehen sein. In den Zwischenhäfen dürfen die Dampfer, außer in Fällen von vis maior, nicht länger als 24 Stunden verweilen. Die Gesellschaften dürfen jedoch nach Einrichtung für neuen Linie den Fahrplan ihrer Italien-Brasilien-La Plata-Linien nicht zum Nachteile Brasiliens ändern, sondern zwei Drittel der Dampfer dieser Linien in Zukunft Rio oder Santos oder beide Häfen anlaufen lassen. Passagiere mit Fahrkarten über Santos hinaus dürfen auf den Dampfern der neuen Linie nicht zugelassen werden. Ebensowenig dürfen auf ihnen Auswanderer befördert werden, deren Ueberfahrt die Bundes- oder die Paulistaner Regierung ganz oder teilweise bezahlt, einerlei ob es sich um italienische oder um andere Auswanderer handelt. Die Hälfte der Dampfer muß Kühlräume besitzen, um den Transport frischer Früchte zu ermöglichen. Die Frachten dieser Linie nach Brasilien müssen billiger sein, als die Frachten der Postdampfer der vertragschließenden Gesellschaften nach dem La Plata. Für den Kaffeetransport nach Genua oder Neapel auf dieser Linie wird die Höchstfracht von 40 Francs für die Tonne festgesetzt. Bei Entwicklung des Kaffeetransports sollen die Gesellschaften eine weitere Ermäßigung eintreten lassen. Die Vertragsdauer beträgt fünf Jahre vom Beginn der ersten Jahre an, die spätestens 2 Monate nach Registrierung des Vertrages durch den Oberrechnungshof angetreten werden muß. Als Entschädigung für die übernommenen Verpflichtungen erhalten die Gesellschaften die Subvention von 60 Contos für jede ausgeführte Rundreise, also 1560 Contos jährlich. Von dieser Summe trägt die Bundesregierung zwei Drittel oder 1040 Contos und São Paulo ein Drittel oder 520 Contos. Es folgen im Vertrage noch Bestimmungen über die Zahlungsweise, die Beaufsichtigung, die Entscheidung von Streitigkeiten, die wir als unwesentlich nicht anzuführen brauchen.

Dieser Vertrag ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Zunächst ist er eine bedeutsame Illustration zu dem wahren Charakter der argentinisch-brasilianischen Freundschaft. Er bestätigt, was wir schon wiederholt gesagt haben, daß die argentinisch-brasilianische Annäherung unter Herrn Lauro Müller entweder eine Komödie oder aber ein Fiasko war, denn er ist ganz offenbar gegen Argentinien gerichtet. Auf brasilianischer Seite und namentlich in São Paulo wird seit langen Jahren geklagt, daß auf allen Dampfern argentinische Agenten reisen, die sich bemühen, die nach Brasilien bestimmten Auswanderer nach Argentinien zu locken. Diese Agenten haben unzweifelhaft vielen Erfolg, auch bei Leuten, die mit brasilianischen Freifahrkarten herüberkommen. Ihrer hofft man sich zu erwehren, indem man eine Linie ausschließlich zwischen Italien und Brasilien errichtet. So berechtigt dieses Bestreben ist, so kann doch der gewählte Weg nicht gerade als ein Freundschaftsbeweis gegen Argentinien aufgefaßt werden.

Das mag jedoch schließlich noch hingehen, denn in wirtschaftlichen Fragen ist jeder Staat sich selbst der Nächste, und in Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Aber wenn man von dieser pikanten Beigabe aus dem Gebiete internationaler Politik ganz absieht und den Vertrag ausschließlich als verkehrspolitische Angelegenheit Brasiliens betrachtet, so wird er doch nicht schmackhafter. Er charakterisiert sich vielmehr als ein Musterbeispiel unserer nachgerade berühmt gewordenen Geschicklichkeit, das Geld bei der unrechten Gelegenheit auszugeben.

In den letzten Jahren, seit der Ueberwindung der Kaffeekrisis, hat die Schiffahrt nach Brasilien einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Fast alle Reedereien bemühen sich, größere, besser ausgestattete, schnellere Schiffe zu schicken und den Verkehr zwischen Brasilien und der Alten Welt zu vervollkommnen. Auch besonders schnelle regelmässige Frachtdampferverbindungen sind in größerer Zahl eingerichtet worden. Es lag also offensichtlich gar kein Anlaß vor, den italienischen Gesellschaften 1560 Contos jährlich zu schenken für einen Dienst, den sie bei entsprechender Anregung wahrscheinlich auch ohnedies eingerichtet hätten. Glaubte aber die Bundesregierung, glaubte der Staat São Paulo dennoch eine subventionierte Linie schaffen zu sollen, so wäre es Pflicht gewesen, ein Ausschreiben zu veranstalten, bei dem zweifellos wesentlich günstigere Bedingungen zu erlangen gewesen wären. Das hätte nicht nur dem Interesse des Landes und den Forderungen der Gerechtigkeit entsprochen, sondern wäre auch unseren internationalen Beziehungen dienlich gewesen. Oder glaubt man in Regierungskreisen etwa, daß die Verstimmung der benachteiligten österreichischen, russischen (die Freiwillige Flotte bemühte sich erst kürzlich vergeblich um eine Subvention für ihre neue Linie von Odessa nach Santos!), französischen und spanischen Reedereien auf die Stimmung in jenen Ländern gegen Brasilien ohne Rückwirkung bleiben werde?

Einzelne Bestimmungen des Vertrages sind so unglaublich, daß man sie sich aus der Naivität und dem Leichtsinn erklären könnte, mit denen die gegenwärtige Bundesregierung wirtschaftliche Angelegenheiten zu behandeln pflegt, wenn nicht eben die Beteiligung S. Paulos diese Erklärung ausschlösse. Zunächst berührt es eigentümlich, daß in dem Ver-

trage keinerlei Anforderungen an die Größe der subventionierten Schiffe gestellt werden. Die italienischen Gesellschaften können uns also, wenn sie wollen, ganz kleine Kähne schicken, mit denen uns nicht gedient ist. Haben sich ferner unsere Unterhändler klar gemacht, was heut zu Tage Dampfer mit 12,6 Knoten effektiver Geschwindigkeit sind? Hätten sie das getan, so würden sie eine solche Linie nicht unterstützen. Die Bestimmung, daß die Hälfte der Dampfer Kühlräume führen muß, ist wohl nur aufgenommen worden, um dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Alle Dampfer mit Einrichtungen für Passagiere erster Klasse besitzen nämlich so wie so Kühlräume. Wenn man von der subventionierten Linie also wirklich verlangen wollte, daß sie brasilische Früchte nach Europa bringt, so mußte man ihr den Mindestgehalt des Kühlraumes vorschreiben. Aber man hat sich wohl gesagt, daß gerade Italien, Spanien und Portugal, deren Häfen die Dampfer anlaufen werden, die Länder sind, die niemals brasilisches Obst in nennenswertem Umfange einführen werden, und hat deshalb die Raumvorschriften auf sich beruhen lassen.

Der Vertrag wird angeblich zur Förderung der Kolonisation und zur Belebung des Absatzes unserer Produkte abgeschlossen. Damit steht in selbsamem Widerspruch, daß es der subventionierten Linie untersagt sein soll, mit ihren Dampfern Einwanderer zu befördern, deren Ueberfahrt ganz oder teilweise von Brasilien bezahlt wurde .Angesichts der Tatsache, daß die argentinischen Agenten auch solche Einwanderer mit Erfolg uns abspenstig gemacht haben, sollte man im Gegenteil meinen, daß unsere Unterhändler bestimmen mußten, gerade die unterstützten Einwanderer dürften in Zukunft ausschließlich auf der subventionierten Linie, nicht mehr aber auf den nach La Plata weitergehenden Postdampfern befördert werden. Der Zweck des Paragraphen scheint zu sein, die Schiffahrtsgesellschaften zu eigener Propagandatätigkeit für Brasilien zu veranlassen, damit sie ihren Zwischendecksraum immer gut ausnutzen können. Das ist ja sehr pfiffig gedacht, nur haben unsere Unterhändler leider vergessen, die Einwandererstatistik zu Rate zu ziehen. Sonst hätten sie nämlich gemerkt, daß die Zahl der subventionierten Einwanderer gar nicht so ungeheuer groß ist, jedenfalls bei weitem nicht groß genug, um das Zwischendeck der neuen Dampfer in nachteiliger Weise in Anspruch zu nehmen.

Weshalb gerade die italienischen Rhedereien in dieser Weise begünstigt werden, obwohl sie doch notorisch seit langen Jahren fast gar keine Frachten für oder von Brasilien annehmen — unter dem Vorgeben, daß ihnen das Laden und Löschen zu lange dauert und daß unsere Hafenabgaben ihnen zu teuer sind — während andere Mittelmeerrhedereien sich weder durch den Zeitverlust noch durch die Spesen abhalten lassen, unseren Handelsbedürfnissen zu dienen, das versteht der gewöhnliche Sterbliche auch nicht. Außerdem sind gerade die italienischen Gesellschaften die einzigen, die seit drei Jahren ihren Dienst nach Brasilien nicht verbessert haben. Es scheint also, als ob wir sie für die uns erwiesene Nichtachtung belohnen wollten! Ein regelmäßiger Frachtdampferdienst zwischen italienischen und brasilischen Häfen besteht schon seit langen Jahren, allerdings nicht von einer italienischen, sondern von einer österreichisch-ungarischen Gesellschaft ausgeführt, Passagiere sind bisher auch schon unter verschiedenen Flaggen zwischen beiden Ländern befördert worden. Weder für den Fracht- noch für den Passagierdienst war aber bislang eine Subvention nötig.

Nun wird man einwenden, daß der Vertrag doch eine Frachtermäßigung bringe. Für den Kaffee ist sie sogar ziffernmäßig festgelegt. Aber das ist wieder so ein fauler Zauber wie die Bestimmung über die Kühlräume. Erstens ist die Ermäßigung unbedeutend, nämlich 7½ Reis pro Kilo. Das wird weder den Export glücklich machen, noch dem Konsum eine Herabsetzung des Kaffeepreises bringen. Zweitens gehört Italien zu den schwächsten Kaffeekonsumenten, weil es arm, weil der Wein unglaublich billig und weil außerdem die Industrie der Kaffeesurrogate dort hochentwickelt ist. Unsere Unterhändler haben ebensowenig die Kaffee-Ausfuhrstatistik studiert wie die Einwanderungsstatistik. Sonst hätten sie erfahren, daß die Kaffeeausfuhr nach Italien eine viel zu geringe Rolle spielt, als daß die bescheidene Frachtermäßigung irgend eine Bedeutung für uns haben könnte. Drittens aber sind die italienischen Rhedereien in ihren Frachtsätzen gegenüber den anderen Rhedereien vertraglich gebunden. Brechen sie diesen Vertrag, so ziehen sie sich einen Ratenkrieg auf den Hals, der ihnen mehr kosten wird, als die Subvention ihnen einbringen kann. Wer weiß daher, ob sie nicht irgend ein Hintertürchen — der sehr leichtfertig abgefaßte Vertrag bietet deren ja genug! — finden werden, durch das sie der Frachtermäßigung entschlüpfen.

Das also sind die Leistungen, für die die brasilischen Steuerzahler 1560 Contos jährlich — womöglich noch in Gold? — aufbringen sollen! Noch bleibt die Hoffnung auf den Oberrechnungshof, der ja schon manche schöne Spekulation auf die öffentlichen Kassen Brasiliens zu schanden gemacht hat, indem er die Verträge nicht anerkannte. Auch der Kongreß kann und wird zu diesem Vertrage nicht schweigen und wenn alles nicht hilft, dann wird eben die Diplomatie heranmüssen, denn keine an der Schiffahrt interessierte Nation kann sich eine derartige ungerechtfertigte Begünstigung der Konkurrenz gefallen lassen.

* * *

Das fürstliche Geschenk an die Italiener fängt bereits an, dem Landwirtschaftsminister Schmerzen zu bereiten. Da die Presse den Vertrag mit den italienischen Schiffahrtsgesellschaften in ihrer Mehrheit verurteilte, so hat der Minister im „„Diario Official“ und im „Jornal do Commercio“ ein langes Entschuldigungsschreiben losgelassen. An diesem Entschuldigungsschreiben bewahrheitet sich wieder einmal die Wahrheit des französischen Wortes „Qui s'excuse, s'accuse“, denn der Minister sagt unter andern: „Unzweifelhaft besteht der wirksamste Faktor für die Entwickelung unseres auswärtigen Handels und für die so erwünschte Zunahme der Einwanderung in der Leichtigkeit des Seetransports, in der Billigkeit der Frachten und in der Schnelligkeit der Fahrten, die durch einen regelmäßigen Schiffahrtsdienst gewährleistet werden.“ Herr Pedro de Toledo scheint also über die tatsächlichen Verhältnisse so schlecht unterrichtet zu sein, daß er nicht einmal weiß, daß zahlreiche und schnelle regelmäßige Dampferverbindungen zwischen Italien und Brasilien schon seit langem bestehen, daß auch eine regelmäßige Frachtdampferlinie mit angemessenen Frachtraten vorhanden ist, eine Linie, die allerdings nicht von den nur auf argentinischen Frachten erpichten Italienern betrieben wird. Mit diesem Satze kann der Minister die Notwendigkeit einer Subvention — sei es italienischer, sei es anderer Gesellschaften — wahrhaftig nicht erweisen.

Aber es kommt noch besser! Weiter unten heißt es: „Die Hauptabsicht der Regierung bei der Schaffung dieser direkten Linie war, der freiwilligen Einwanderung den größtmöglichen Ansporn zu geben; allerdings ist auch die Wirkung nicht vergessen worden, die diese Schiffahrt auf die Entwicklung unse-

rer Handelsbeziehungen zu Italien ausüben wird, indem sie unseren Produkten neue Märkte öffnet. Das ist ein Umstand von großer Wichtigkeit, die um so mehr einleuchtet, wenn man einen Blick auf die geringen Ziffern unseres Handelsverkehrs mit Italien wirft.“ Damit einem das einleuchtet, muß man schon mit ganz besonderem Scharfsinn begabt sein. Der gewöhnliche Menschenverstand sagt sich, daß, wenn unser Handelsverkehr mit Italien trotz vorhandener unsubventionierter Frachtgelegenheit bisher gering blieb, daran auch durch die Subvention nichts geändert werden wird, daß vielmehr die Geringfügigkeit jener Ziffern ihren Grund darin hat, daß wir den Italienern und die Italiener uns nichts anzubieten haben. Kaffee trinken sie wenig, Kakao noch weniger, Gummi verarbeiten sie fast nicht, Südfrüchte und Tabak brauchen sie nicht erst bei uns zu holen, ebensowenig Zucker. Umgekehrt sind die Eisenwahren Italiens für uns zu teuer, da wir sie vorteilhafter aus den Ländern beziehen, die alle Rohmaterialien selber besitzen; Oliven und Olivenöl bekommen wir billiger in Portugal; Makkaroni machen wir selbst; Seide ist kein Artikel, der eine eigene Dampferlinie braucht, Wein auch nicht; obendrein sind wir bestrebt, und bezüglich dieser beiden Produkte vom Auslande unabhängig zu machen, und derselbe Minister, der zu diesem Zwecke Prämien verteilt, kann doch nicht die Einfuhr ebendieser Erzeugnisse auch durch Prämien fördern wollen! Herr Pedro de Tolledo glaubt allerdings, die Italiener würden anfangen, Kaffee zu trinken, weil die Fracht um 7½ Reis pro Sack billiger wird, und Apfelsinen aus Bahia zu beziehen, weil jeder Dampfer Miniaturkühlraum haben wird. Möge er in diesem Glauben selig werden!

Ein Minister für Landwirtschaft, Industrie und Handel, der Wirtschaftspolitik zu treiben verstände, wäre sicherlich nicht darauf verfallen, unsere Ausfuhrhandel ausgerechnet durch diese Linie heben zu wollen. Wenn unser Handel zu gewissen Zeiten unter Mangel an Schiffsraum verspürt, so ist das nur auf den nordatlantischen Linien der Fall. Wollte der Minister also ein übriges tun, und glaubte er, daß unsere Finanzlage einen Aderlaß wünschenswert erscheinen ließ, so konnte er eine subventionierte Linie nach Nordeuropa einrichten, dorthin, wo unsere großen Abnehmer sitzen, die von Jahr zu Jahr größere Mengen unserer Produkte beziehen. Das wäre zwar angesichts unserer Riesendifizits ebenfalls zu verwerfen gewesen, aber es hätte wenigstens noch einen Sinn gehabt. Herr Pedro de Toledo jedoch ist — nach seiner Entschuldigung zu urteilen — wirklich so naiv in wirtschaftlichen Dingen, daß er allen Ernstes versichert: „Die einfache Tatsache, daß direkte und regelmäßige italienische Dampfer zwischen Italien und Brasilien verkehren, wird notwendig die freiwillige Einwanderung vermehren und uns außerdem die Eroberung neuer Märkte für unsere Produkte erleichtern.“ In der Tat ein einfaches Rezept! Wir können dem Minister nur empfehlen, schleunigst auch direkte und regelmäßige Linien nach China, Japan, Neu-Guinea, Haiti und Grönland zu subventionieren. Wenn ihre Existenz genügt, um uns neue Märkte zu schaffen, dann kann er ja nichts verdienstvolleres tun, als nach allen Ländern subventionierte Linien einzurichten. Wir werden dann bald gar nicht mehr soviel produzieren können, wie die Dampfer des Herrn Toledo absetzen!

Warum die neue Linie keine Einwanderer befördern soll, die auf Regierungskosten reisen, dafür ist uns der Minister die Erklärung schuldig geblieben. Denn wenn er sagt, daß die Regierung das unmöglich gestatten konnte, so ist das nur eine Behauptung, die nichts erklärt. Ebensowenig kann uns das Entschuldigungsschreiben davon überzeugen, daß durch die neue Linie die Einwanderung vermehrt werden wird. Herr Toledo meint zwar, die Tatsache des Bestehens einer regelmäßigen Linie, die nur bis Santos geht, werde die Einwanderer anlokken. Wir glauben aber bis auf weiteres, daß es dem Einwanderer höchst gleichgültig ist, ob sein Dampfer nur bis Santos fährt oder die Reise noch fortsetzt. Woran ihm liegt, das ist, so schnell wie möglich befördert zu werden, denn das Leben im Zwischendeck gehört nicht zu den Freuden des Daseins. Und gerade diese schnelle Beförderung bieten ihm die bereits bestehenden Verbindungen, die ihn in zwölf bis höchstens 14 Tagen von Genua oder Neapel nach Santos bringen, während die neue Linie 20 Tage gebrauchen wird.

Der Herr Landwirtschaftsminister wird sich also um stichhaltigere Gründe bemühen müssen, wenn er die öffentliche Meinung von der Notwendigkeit und Vortrefflichkeit seines famosen Vertrages überzeugen will.

Wochenschau.

In Chemnitz wurde der deutsche Sozialisten-Kongreß eröffnet. Zu Leitern des Kongresses wurden die Abgeordneten Wilhelm Haas und Otto Gustav Notzke gewählt. Wie alljährlich so ist auch diesmal die Beteiligung an dem Kongreß eine sehr rege und versprechen die Verhandlungen recht interessant zu werden, denn es ist die erste große Zusammenkunft der deutschen Sozialdemokratie nach dem großen Wahlsieg vom 12. Januar 1912. Solche Erfolge wie der von der deutschen Sozialdemokratie errungene, pflegen für die Parteien einen Wendepunkt zu bedeuten, indem sie nach dem Siege die radikalen Allüren gegen gefälligere Formen umtauschen, oder aber das Bedürfnis empfinden, sich auf den erkämpften Lorbeeren auszuruhen. — Auf dem Kongreß wird vor allen Dingen der alte Streit zwischen den Marxisten und den Revisionisten die Aufmerksamkeit der Beteiligten in Anspruch nehmen.

Prinzregent Luitpold von Bayern hat in der Walhalla von Regensburg Richard Wagner ein marmornes Standbild setzen lassen. Die deutsche Presse erwähnt diese Ehrung des großen Meisters in sehr anerkennenden Worten. An posthumen Ehrungen fehlt es Wagner wahrhaftig nicht und es ist schon fast am Platze, zu fragen, ob die nachträgliche Auszeichnung eines großen Meisters nicht die Gefahr in sich birgt, daß lebende Künstler vernachlässigt werden. In Wagners Zeiten errichtete man auch verstorbenen Komponisten kostspielige Denkmäler und ließ das bahnbrechende Genie hungern und dasselbe kann auch jetzt geschehen. Wir erinnern nur daran, daß in Bayern, wo der Wagnerkultus am stärksten ist, ein so feinsinniger Komponist wie Max Reger noch immer vergeblich um Anerkennung kämpft.

Die Flottenmanöver in der Nordsee haben begonnen. An diesen Manövern nehmen 118 Kriegsschiffe teil mit zusammen 550.000 Tonnen. Die Zahl der Mannschaften beträgt 32.000. Kaiser Wilhelm wohnte an Bord des Panzerschiffes „Deutschland“ am 17. den Manövern bei. Der Lenkballon „Hansa“ kam von Hamburg nach der Nordsee, umkreiste das manövrierende Geschwader und kehrte wieder nach Hamburg zurück. Das Luftschiff wurde auf seinem Fluge nach dem Meere und zurück nach Hamburg von der Bevölkerung mit Zurufen begrüßt. — Wegen der bekannten Liebenswürdigkeit, mit der die

Ereignisse in Deutschland von den Kabeljungen behandelt werden, sind wir außer Stande, über die grossen Herbstmanöver nähere Angaben zu bringen. Das sonst sehr geschwätzige Kabel teilte kurz und bündig mit, daß die Manöver begonnen hätten und nach einigen Tagen meldete es eben so lakonisch, daß sie beendigt seien. Detailliertere Nachrichten zu übermitteln, hielt es nicht für der Mühe wert.

In Berlin sind fünf chilenische Offiziere eingetroffen, die im 3. preußischen Armeekorps Dienst tun werden. Drei blieben bei der Infanterie und je einer bei der Artillerie und Kavallerie.

Bei der Eröffnung der ungarischen Kammer kam es zu wüsten Radauszenen. Als der Präsident, Graf Tisza, erschien, wurde er mit Pfiffen und Zischen empfangen. Einige Abgeordnete gerieten hart aneinander und mußten von den Näherstehenden mit Gewalt auseinandergerissen werden. Trotzalledem vermochte Graf Tisza das Eröffnungsdekret zu verlesen. Nach der Verlesung dieses Dekrets gingen die Radaubrüder aus dem Parlament mit dem stolzen Bewußtsein, durch Pfiffe und Geschrei dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen zu haben. Der Tumult am Eröffnungstage sagt schon zur Genüge, was von diesem Parlament zu erwarten ist.

In Civitavecchia, Italien, wurde ein gewisser Alessandro Pierucci wegen Diebstahls verhaftet. Als die Polizei bei ihm eine Haussuchung vornahm, fielen ihr Dokumente in die Hände, aus welchen hervorgeht, daß der Mann in São Paulo einen Mord begangen hat. Die italienische Polizei telegraphierte sofort nach São Paulo um nähere Informationen. (Wenn wir uns nicht irren, hieß der Baumeister Alessandro Pierucci, der vor einigen Monaten in „Bar Tripoli" an einem Sonntag nachmittag einen Bierkutscher erstach).

Am 8. Oktober muß der angebliche Anarchist Dalba, der am 14. März ds. Js. auf den Wagen des ital. Königs Schüsse abgab und dabei den Hauptmann Giovanni Lang verletzte, vor die Geschworenen erscheinen. Da er selbst einen Verteidiger nicht bezahlen kann, so hat das Gericht ihm die Verteidigung gestellt und zwar Prof. Enrico Ferri und Scipione Lupacchioli. Diese beiden Advokaten haben den Attentäter aufgesucht, um von ihm einige Erklärungen zu hören; Dalba hat aber weiter nichts gesagt, als daß er keine Komplicen gehabt habe und daß er seine Tat nicht bedaure. Man ist in Italien sehr gespannt auf die Verteidigung des Attentäters durch Enrico Ferri, denn dieser Advokat ist als früherer Mitarbeiter Lombrosos eine Autorität ersten Ranges und er vertritt wie sein Meister die Lehre, daß der Mensch keinen freien Willen habe und nur so handeln könne wie er handeln müsse.

Aus Arrayolos, Portugal, wird über ein furchtbares Verbrechen berichtet. Aus einem bisher unaufgeklärten Grunde bewaffnete sich ein Bauer mit einer Pistole und einem Rasiermesser und begab sich zu seinem Nachbar, den er ohne weiteres niederschoß. Nach dieser ersten Mordtat wartete der Verbrecher auf die Frau seines Opfers, die am Flusse mit ihrer Wäsche beschäftigt war. Als sie ahnungslos nach Hause zurückkehrte, bekam sie einen Schuß, der sie niederstreckte. Jetzt fing der Verbrecher die 5 Kinder des von ihm ermordeten Ehepaares, die die Frau begleitet hatten, und schnitt ihnen allen die Hälse ab. Dem Mörder gelang es zu entkommen. Aber am nächsten Tage stellte er sich selbst der Polizei Wenn sich die Sache so verhält, wie der Telegraph meldet, dann scheint es sich um die Schrekkenstat eines Wahnsinnigen zu handeln.

Kaiser Nikolaus II. hat die russischen Volksvertreter nach Hause entlassen und die Wahlen zu der vierten Duma ausgeschrieben. Das neue Parlament wird am 28. November zusammentreten. Da im Lande gegenwärtig keine Agitation herrscht, so glaubt man, eine gemäßigte und arbeitsfähige Duma zustande bringen zu können. Die Sozialrevolutionäre und radikalen Sozialisten dürften viele Sitze an die Oktobristen (Verteidiger der Verfassung vom 15. Oktober 1905) und an die Kadeten (K. D.: konstitutionelle Demokraten) verlieren. Die Konservativen, zu welchen auch der baltische deutsprechende Adel gehört, haben weniger Aussichten. Blickt man auf die Tätigkeit der dritten Duma zurück, so kann man mit ihr im Großen und Ganzen wohl zufrieden sein. Sie hat im zweien Legislativjahre schon ganz tüchtig gearbeitet; die langen Oppositionsreden verschwanden von der Tagesordnung und an ihrer Stelle fand man wirklich praktische Erörterungen über wirtschaftliche und soziale Probleme und die gesetzgebereische Tätigkeit wurde sehr umfangreich. Wenn die Arbeitslust der Duma zur Ehre gereicht, so muß beim Zaren Nikolaus wieder anerkannt werden, daß er die Beschlüsse des Parlaments immer und überall respektiert hat. — Für manche südamerikanische Republiken ist es vielleicht interessant, zu erfahren, daß es in Rußland keine „Wahlanerkennungen" gibt. Wer von seiner Gemeinde das Diplom mitbringt, der zieht in den Taurischen Palast ein und gilt als Deputierter, mag er nun ein Konservativer oder ein Nihilist sein, und hat er das Diplom nicht, dann kann er auch ein Ministerneffe oder ein Generalssohn sein: ihm bleibt das Hohe Haus doch verschlossen.

Am 13. abends wurde die einbalsamierte Leiche des Mikado Mutsuhito mit großem Pompe zur letzten Ruhe bestattet. Die Menschenmenge, die dem Verstorbenen das letzte Geleit gaben, war nicht zu übersehen. Das Militär war durch 25.000 Mann vertreten. Der Trauerzug setzte sich um acht Uhr von dem kaiserlichen Palast aus in Bewegung. In den Straßen, durch welche der Zug sich bewegen mußte, sah man sogar die Dächer von Menschen besetzt.

Am 13. begingen in Tokio General Nogi, einer der größten Helden des russisch-japanischen Krieges, und seine Frau Selbstmord. Nogi war im Jahre 1849 geboren und zeichnete sich als junger Offizier schon so aus, daß er mit 28 Jahren zum Oberstleutnant befördert wurde. Drei Jahre später wurde er schon Oberst. Im Jahre 1886 besuchte er Europa, von wo zurückgekehrt er das Kommando über eine Brigade erhielt. In dem japanisch-chinesischen Krieg zeichnete er sich besonders durch die Einnahme Port Arthurs und Inkeü's und durch den Sieg bei Kaipings aus. Nach dem Kriege wurde er zum Gouverneur der Insel Formosa ernannt, wo er bis 1898 blieb. Im Jahre 1901 trat er in den Ruhestand. Nach dem Ausbruch des letzten Krieges trat er wieder in die Reihe und er erhielt die schwere Aufgabe, das von ihm den Chinesen abgenommene Port Arthur jetzt auch den Russen abzunehmen. Wie er sich dieser Aufgabe erledigte, ist weltbekannt. Die Belagerung und Verteidigung Port Arthurs hat in der ganzen Kriegsgeschichte nicht ihresgleichen; erst nach elf Monaten fiel die Festung den Belagerern in die Hände. Nogi erhielt nach dem Kriege vom Kaiser Wilhelm den Orden Pour le mérite und dieselbe Auszeichnung erhielt auch sein Gegner, General Stössel v. der Heyde. — Nach seinem Testament hat General Nogi sich deshalb umgebracht, weil er glaubte, dem Vaterlande keine Dienste mehr leisten zu können und leisten zu brauchen. Seine Leiche hat der General der Medizinschule von Tokio vermacht. Nur die Zähne, die Nägel und die Haare sollen beerdigt werden. Dieses Testament erweckt den Eindruck, daß Nogi nicht mehr beim klaren Verstande war, als er den Entschluß faßte, aus dem Leben zu treten. Da in dem

Testament von dem Selbstmord der Frau nicht die Rede ist, so entsteht die Vermutung, daß zwischen ihnen beiden keine Abredung bestand und daß die Frau erst nach dem Tode ihres Mannes den Entschluß faßte, ebenfalls freiwillig die Welt zu verlassen.

Ueber die Lage in Mexiko zirkulieren wieder besorgniserregende Gerüchte. Es heißt, daß die Nordamerikaner in El-Paso sechs Offiziere des Rebellenführers „Generals" Orozko gefangen genommen haben. Eine andere Meldung geht noch weiter und sagt, daß Orozko selbst den Nordamerikanern in die Hände geraten sei. Das würde eine offenbare Intervention der Vereinigten Staaten in Mexiko bedeuten und deshalb ist die Nachricht mit Vorsicht zu genießen. Der Rebellenführer Orozko hat, bevor er Vaterlandsretter und „General" wurde, den ehrbaren Beruf eines Viehtreibers ausgeübt. Ungebildet und brutal, wie er ist, hat dieser „General" die Amerikaner allerdings wiederholt schwer beleidigt.

Der englische Hauptmann Cooper hat prophezeit, daß am Ende dieses Monats die Region von Valparaiso von einem starken Erdbeben heimgesucht würde. Die chilenischen Astronomen haben sofort bekanntgegeben, daß die Berechnungen Coopers irrtümlich seien, die Bewohner Valparaisos verlassen aber doch in Scharen die Stadt. Man erinnert sich daran, daß Hauptmann Cooper schon das letzte große Erdbeben, das Valparaiso so schwer heimsuchte, genau vorausgesagt hatte. Auch damals wollten die chilenischen Astronomen in seinen Berechnungen die gröbsten Fehler entdeckt haben.

Die Friedensverhandlungen in Ouchy, am Genfer See, nehmen ihren Fortgang, nachdem der italienische Vermittler Bertolini mit neuen Instruktionen von Rom eingetroffen ist. In der Sitzung des italienischen Kabinetts vom 18. ds. legte Giolitti die Grundzüge dar, auf welchen sich die Verhandlungen bewegen: Anerkennung Italiens Rechte auf Lybien und der religiösen Autorität des Sultans über die Muselmänner. Ueber die anderen wichtigen Punkte, die Inseln im ägäischen Meere und die Finanzfrage verlautet aus den Verhandlungen nichts. Aber die gute Aussicht auf den Frieden dauert an.

Nachdem Bulgarien mit seiner Note an die Mächte betreffs der Autonomie Mazedoniens kein Glück hat, da die Mächte für die Regelung dieser Fragen wohl erst die von Berchtold angeregte Balkankonferenz abwarten wollen, weiß eine Belgrader Meldung, Bulgarien wolle sich nun zum nämlichen Zwecke mit den anderen Balkanstaaten zusammenschließen und wolle den Protest gegen die immer wiederkehrenden Bluttaten in den Grenzgebieten gemeinsam den Mächten unterbreiten, während die Pforte selber wohl dadurch eine Intervention zu vermeiden strebt, daß sie die den Albanern gewährten Konzessionen auch den anderen Landesteilen gestatten will, unter gleichzeitiger Aufhebung des Belagerungsstandes.

Auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz sind in der letzten Zeit die Ereignisse rasch gefolgt. Dem Vormarsche der italienischen Truppen und der Besetzung von Kasr-el-Leben nach hartem Kampfe ist jetzt ein neues blutiges Ringen gefolgt. Die Türken und Araber führten auf die von den Italienern neu besetzten Posten auf den Höhen von Ervajat und Ezzoni scharfe Angriffe aus, die sie nach mehreren Mißerfolgen wieder erneuerten, um schließlich davon abzustehen. Da der Verlust der Italiener diesmal sogar auf 60 Tote und 113 Verwundete angegeben wird, so muß der Kampf schon ein bedeutender gewesen sein; die Italiener schätzen den Verlust des Feindes auf 1000 Tote und 2000 Verwundete und 41 Gefangene. Außerdem sollen die Türken in Yemen durch den Rebellenchef Said-Idriss wieder bedeutende Verluste erlitten haben.

Nach einer Berliner Meldung hätte die Pforte in London bereits um die Erlaubnis nachgesucht, im Falle des Friedensschlusses seine Truppen aus Lybien über Aegypten zurückziehen zu dürfen. Wenn die Meldung richtig ist, so wäre sie allerdings ein gutes Anzeichen für baldigen Frieden.

Notizen.

São Paulo.

Staatskongreß. In der Kammer liegt ein Gesuch vor der Bewohner Faxinas um eine Normalschule, ein gleiches von Taubaté, ferner eine Anregung des Ackerbausekretärs, den Sitz des neuen Friedensrichters nicht nach Gavião Peixoto, sondern nach Nova Paulicea zu verlegen; von Santa Eudoxia auf Errichtung eines Friedensrichterdistriktes; ferner eine Eingabe der Regierung behufs Lösung des Konfliktes der Gerichtsbehörden in der Comarca Ribeirão Preto. Hr. Mercado verliest seine Erklärung gegen das Gesetz über die Errichtung von drei Grundregisterdistrikten in S. Paulo. In erster Lesung sprachen José Vicente, Mercado und Oskar Almeida zu dem Projekt über Schiffbarmachung des Parahyba, das auf Antrag von Almeida an die Justizkommission zurückgeschickt wird. In der Sitzung vom 11. begründete Salles Junior in ausführlicher Weise sein Projekt über die Schaffung einer Schiedsgerichtsinstanz zur Beilegung von Arbeitskonflikten aus, auf welche Vorlage wir eingehender zurückkommen werden.

In der paulistaner Abgeordnetenkammer hat am 12. ds. Herr A. C. de Salles Junior das folgende Gesetzesprojekt eingereicht und in einer längeren Rede begründet:

Art. 1. Dem Ackerbau-Patronat, unter dem Namen „Patronato do Trabalho", werden außer den durch Gesetz vom 27. Dezember 1911 erteilten Befugnissen noch folgende Aufgaben zugeteilt:

Art. 2. Das Patronat interveniert rechtzeitig in Arbeitskonflikten, um Gegensätze auszugleichen und zwischen den Beteiligten Vereinbarungen zustande zu bringen.

Art. 3. Im Falle, wo eine Einigung nicht erzielt wird, veranlaßt das Patronat die Einsetzung eines Schiedsgerichtes, unter Zustimmung der Parteien.

Art. 4. Der Entscheid wird durch zwei Schiedsrichter, von denen jede Partei einen ernennt, gefällt.

Wenn die beiden Schiedsrichter nicht einig werden, so bezeichnen sie einen dritten Richter.

Art. 5. Zu dem im vorigen Artikel erwähnten Zweeke werden als legitime Parteien die professionellen Syndikate betraehtet.

Art. 6. Der Schiedsspruch nimmt auf die Abweichungen vom Recht, die in den Arbeitskontrakten vorhanden sein könnten, nicht Rücksicht.

Als Abweichung vom Recht wird das evidente Mißverhältnis in den Ansprüchen betrachtet, die sich ie Parteien zugestehen.

Art. 7. Das Patronat wacht über die genaue Einhaltung der Bestimmungen des Dekrets von 1891 bezüglich der Fabrikarbeit der Minderjährigen.

Berüffelt wird offiziell durch einen Erlaß des Justizsekretärs der Friedensrichter von Coronel Macedo, weil der Inspektor seine Bücher in großer Unordnung gefunden hat. Die Direktion der Justizinspektion wird mit den weiteren Maßnahmen beauftragt.

Ueber den Fortschritt des Staates São Paulo wird, hauptsächlich wenn unsere liebenswürdigen Gäste von der Seine vor ihrer Abfahrt von Brasilien sich darüber äußern, viel Unsinn gesprochen, und wenn ein portugiesischer Dichter im Eiltempo durch die Straßen fahrend unsere Stadt durch ein Monokel beaugapfelt, dann sieht er auch manches in viel rosigerem Lichte als wir andere Erdenkinder, die wir mit dem Seherblick eines Sonatendichters nicht begabt sind, aber deshalb soll nicht gesagt sein, daß unsere Stadt und unser Staat nicht wirklich einen ganz gewaltigen Fortschritt aufweisen. Im Gegenteil: der Fortschritt kann auch den Blinden nicht unverkennbar bleiben, und der Fehler der freuden Progreßenthusiasten besteht nicht darin, daß sie von dem Fortschritt sprechen, sondern sie zu helle Farben auftragen und die Sache so hinstellen, als hätte São Paulo den alten Ben Akibo auf das allerbündigste widerlegt, was absolut nicht der Fall ist, wie die Reisenden, wenn sie in Europa angekommen sind, gar zu bald und gar zu kraß selbst eingestehen.

Im Jahre 1855 hatte der Staat São Paulo noch keine einzige Eisenbahn und die Einwohnerzahl der Staatshauptstadt betrug rund 20.000. In jenem Jahre daehte man, einen Hafen in Santos anzulegen und ihn mit der auf dem Hochlande gelegenen Hauptstadt durch eine Eisenbahn zu verbinden. In der Botschaft des kaiserlichen Provinzpräsidenten, José Antonio Saraiva, in der er diesen Plan vor der Volksvertretung verteidigte, heißt es unter anderem: „Ich bin überzeugt, daß dieses Unternehmen lohnend sein wird und daß die wirtschaftliche Lage des Staates es dringend verlangt. Sie werden gestatten, daß ich, um meine Behauptung zu beweisen, einen Einnahmenvoranschlag ihrer Betrachtung unterbreite. Eine statistische Aufstellung über die Erträge der Landwirtschaft jenes Gebietes, dem die Eisenbahn zugute kommen wird, schätzt die Produktion von Jundiahy, Campinas, Limeira, Constituição, Rio Claro, Mogy-Mirim, Araraquara, Casa Branca und Batataes auf nahezu eine Million Arrobas Kaffee und im Hinblick auf die Neuanpflanzungen kann man die Hoffnung aussprechen, daß die Produktionsmenge in fünf oder sechs Jahren auf zwei Millionen Arrobas Kaffee gestiegen sein wird. Ich schätze die Produkte, die jetzt unausgeführt bleiben, weil die Verkehrsverhältnisse zu schwierig sind, auf 500.000 Arrobas. So hätten wir schon 2.500.000 Arrobas Exportware, und wenn wir die Importwaren mit rund 1.000.000 berechnen, so ergibt sich ein Verkehrsvolumen von 3.500.000 Arrobas.“ In der Folge berechnet der Provinzpräsident die Versinsung des in dem Bahnbau anzulegenden Kapitals mit einer Gründlichkeit, die unserem gegenwärtigen Landwirtschaftsminister leider nicht eigen ist, und schließt: „Sie müssen, meine Herren, daher auf die Zukunft vertrauen und sich auf die Höhe der Situation stellen, damit dieses Werk gelinge.“ Dieses schrieb der Präsident Saraiva im Jahre 1855. Er hoffte auf einen Kaffee-Export von zwei Millionen Arrobas und im Jahre 1911 waren es — vierzig Millionen und der Wert dieser Ausfuhr betrug fünfhunderttausend Contos de Reis. Das hat der alte Saraiva sich wohl nicht träumen lassen, daß die von ihm angegebene Exportmenge in einigen Jahrzehnten um das zwanzigfache übertroffen sein wird. Daß dieses eingetroffen ist, ist ein Beweis einer außerordentlichen Prosperität unseres Staates und wer weiß, was unsere Nachkommen von unseren Voranschlägen sagen werden, wenn sie ihnen in siebenundfünfzig Jahren zu Gesicht kommen. Vielleicht werden ihnen dieselben ebenso kleinlich erscheinen, wie uns die Berechnung Saraivas.

Entführung. In der Bexiga hatte neulich ein Individuum namens Amadeu seine Liebste, ein minderjähriges Mädchen, Isabeth Bomsenhor, entführt und war mit ihr nach Santos gefahren. Er logierte mit ihr im Hotel dos Estrangeiros und bemühte sich, seine Beute in einem Prostitutionshaus um gutes Geld abzusetzen. Aber bevor der Plan gelang, kam die Polizei dazwischen, nahm das Mädchen in Gewahrsam und lieferte es heim, während Amadeu entkam. Aber der Frechling ging doch in das Netz. Als er versuchte, seine Isabeth nochmals vom Elternhause heranzulocken, faßte ihn die Polizei und gleichzeitig auch seinen Gehilfen, Germano de tal, der ihn begleitete. Beiden soll der Prozeß gemacht werden.

Die Einwanderung im Staate São Paulo beläuft sich in diesem Jahre bis jetzt auf 66.927 Köpfe.

Zum Ipiranga-Denkmal, welches die Staatsregierung beim Kongreß beantragt, hat die Munizipalkammer von Guaratinguetá bereits einen Beitrag von 5 Contos bewilligt. Jedenfalls dürfte dieses Beispiel noch vielerorts Nachahmung finden.

Personalnachricht. Schon ist die Familie Herbst wieder durch einen plötzlichen Todesfall in Trauer versetzt worden, nachdem sie vor kurzem durch den Tod beim Bootsunglück eines ihrer Mitglieder verloren hat. Am 12. ds. erlag einem Herzschlag der erst 30 Jahre alte Herr Paul Herbst. Der durch die schweren Schicksalsschläge so hart betroffenen Familie unser tiefgefühltes Beileid!

Schlagende Argumente. In der hiesigen Presse hatten über Fragen der Rechtswissenschaft Nereu Rangel Pestana und João Pereira Bueno eine Polemik. Als ihnen dabei die Wissenschaft ausging, verirrten sie sich auf das Gebiet der persönlichen Beleidigungen. Und als man in der Presse diese Dinge satt hatte, griff man zum Stock. Als gestern Rangel Pestana in der Rua Albuquerque Lins auf den Bond wartete, wurde er von João Bueno plötzlich mit einem groben Stoek angegriffen und über den Kopf geschlagen, daß er ohnmächtig wurde, worauf der Held Bueno die Flucht ergriff. Es sind aber zahlreiche Zeugen vorhanden, die den Flüchtigen kennen und auf der Polizei ihre Aussagen machen werden.

Die Wahl vom 15. ds. war der reinste Hammelsprung. Alle Stimmzettel, 5630, lauteten auf den offiziösen Kandidaten Washington Luis; davon wurden in hiesiger Stadt 3230 abgegeben. Das ist wirklich eine bequeme Demokratie!

Der 16. Todestag von Carlos Gomes, des größten Musikgenies Brasiliens, wurde gestern im Amphitheater der Normalschule eine Sessão Cicica abgehalten. Dabei hielt João Gomes Junior einen Vortrag, in dem er den Meister des „Guarany“ würdigte.

Deputiertenwahl. Am 15. fand die Wahl zur Besetzung der durch den Verzicht des Herrn Julio Mesquita frei gewordenen Deputiertensitzes statt. Der einzige Kandidat war der frühere Justizsekretär, Herr Dr. Washington Luiz. Die Beteiligung an der Wahl war eine minimale.

Lynchjustiz. In Capella Velha bei Parnahyba hat die Polizei 14 Personen verhaftet, welche angeschuldigt sind, den Administrator jener Fazenda, Franzisco Antonio de Arruda, auf barbarische Weise gelyncht zu haben. Die Lyncher sind: Antonio Rosa da Silva, Benedicto Pires de Oliveira, Manuel Felix de Sousa, Amaro Rodrigues da Silva, Bento da Silva Rosa, Augusto Brasilio da Silveira, Benedicto Antonio das Dores, Joaquim Antonio dos Santos, José Tiburcio de Oliveira, Ignacio Rodrigues da Silva, Pedro Bisologo de Olivcira, Joaquim Guilherme, José Carmo Sobrinho und Pedro Damiana.

Postkarten. Das Haus H. Rosenhain, bekannte Papier- und Schreibmaterialienhandlung in der Rua São Bento, hat eine Kollektion von zehn Postkarten ausgegeben mit verschiedenen Außen- und Innenansichten des Munizipal Theaters. Die Karten sind sehr schön und geschmackvoll ausgeführt und eignen sich vorzüglich zur Verschickung an Bekannte in Europa, welchen man einen Begriff davon geben will, welches Prachtgebäude unser São Paulo besitzt. Der Preis der Kollektion beträgt 2$000 und ist mit Rücksicht auf die wunderbare Ausführung als ein sehr niedriges zu bezeichnen.

Besuche. São Paulo ist selten so besucht worden wie in diesem Jahre. Vor kurzem war der lateinische Kultur-Adam hier und jetzt beherbergen wir Romulo Murri, Georges Dumas und Nino Navarro und unterwegens sind Jean Carrere und Georges Gerald. Wie unsere Parlamentarier nach Paris gehen, so kommen die Franzosen und sehr häufig auch die Italiener wieder nach Brasilien. Dieser Ausgleich wäre ja ganz gut, wenn zwischen unseren Reisenden und unseren Gästen nicht derselbe Unterschied bestehen würde wie zwischen Geben und Nehmen. Unsere Parlamentarier gehen nach Paris, um dort ihre hundert Milreis-Diäten durchzubringen, die Franzosen kommen aber nach Brasilien, um hier ihre Taschen zu füllen, und uns dafür Vorträge halten, die man sich meistens viel besser und billiger in Büchern kaufen könnte.

Die italienische Handelskammer in São Paulo hielt gestern unter dem Vorsitze von Herrn Cav. Nicola Puglisi-Carbone eine außerordentliche Sitzung und beschloß, an den italienischen Gesandten in Rio, Baron Camillo Romano-Avezzana, ein Glückwunschschreiben zu richten für die außerordentlich wichtige Vergünstigung, die er im neuesten Subventionsvertrag für die italienischen Schiffsgesellschaften im Verkehr nach Brasilien erreicht hat und worüber die hiesigen italienischen Geschäftsleute sich sehr freuen. Man kann es den Italienern lebhaft nachfühlen, daß sie sich über diesen reichen Fischfang freuen.

Telegraphentaxen nach dem Ausland. Nach dem Zirkular der Post- und Telegraphendirektion vom 15. August sind die Taxen per Wort für Telegramme nach Uebersee wie folgt, wobei die 25 Cents der brasilianischen Taxe eingeschlossen sind (in Franken):

Deutschland 1,625; Oesterreich-Ungarn 1,845; Belgien 1,79; Dänemark 1,74; Frankreich 1,625; Großbritannien 1,625; Spanien 1,54; Holland 1,87; Italien 1,75; Norwegen 1,815; Portugal 1,45; Rußland 2,14; Schweden 1,795; Schweiz 1,79.

Für Einwanderung und Kolonisation hat die nationale Abgeordnetenkammer bereits einen Kredit von 10.000.000 Milreis bewilligt. Da der Senat sich diese Forderung doch etwas näher besehen möchte, hat er von der Regierung nähere Informationen verlangt. Was dafür geleistet wird, ist wirklich nicht so leicht zu erkennen.

Zur militärischen Ausbildung werden folgende Offiziere der Marine demnächst nach Europa geschickt: von der Artillerie die Hauptleute Aurelio de Amoedo Telles und Mario de Paula Guimarães, von der Abteilung für Torpedos und Secminen Mario da Gama e Silva und José Machado de Castro e Silva, von den Elektrotechnikern Carlos Guimarães und Alvaro Guimarães Bastos.

Als österreichischer Auswanderungsagent hat sich bei unserem Landwirtschaftsminister ein gewisser Georg Swogil angemeldet und in einem Briefe vorgeschlagen, er wolle für die Kolonien in Pará, São Paulo, Rio de Janeiro und Minas eine größere Anzahl österreichischer Ackerbaufamilien herüberschaffen. Der Minister schickte das Schreiben dem Direktor des „Povoamento do Solo" zur näheren Informierung. Jedenfalls ist es rätlich, sich den Swogil etwas näher anzusehen.

Für unsere politische Situation im Staate São Paulo sind die vereinzelten Wahlen, die im Laufe des Jahres stattfinden, recht bezeichnend. Am 15. ds. findet wieder eine statt, zur Wiederbesetzung des Abgeordnetensessels, der durch die Demission von Dr. Julio Cesar Ferreira de Mesquita vakant geworden ist. Dafür hat vor Monatsfrist der Vorstand der Republikanischen Partei die Kandidatur von Dr. Washington Luis Pereira de Souza proklamiert und damit ist auch der Wahlkampf erledigt. Wie bei ähnlichen früheren Fällen hat sich auch jetzt kein Blättchen der Opposition oder einer anderen Meinung bewegt. Der Parteivorstand spricht ex cathedra. — Roma locuta causa finita est. Dafür sind diese Erlasse auch von Herren wie Francisco Glycerio, Bernardino de Campos, Jorge Tibiriça, João Alves Rubião etc. unterzeichnet. Immerhin bedeutet es für ein demokratisches Staatswesen einen ungesunden Zustand, daß die ganze Politik nur an dem Clubtisch einer solchen Zunft von Berufspolitikern erledigt wird und daß im Volke und selbst in der Presse gegen diese Diktatur nicht ein Wort der Opposition sich hören läßt. Es ist dies ein Zustand der Versumpfung, der Fäulnis, der allgemeinen Indifferenz, in der der moralische und idielle Volksgeist in der Stickluft der alles erdrückenden materiellen Interessen erstickt wird. Vor kurzem sprach man von einer neuen Oppositionspartei und von einem bereits gegründeten Parteiorgan. Allerdings stellte die Fundierung dieses Zeitungsunternehmens schon eine derartige anrüchige Schmiere dar, daß sich auch von einer Partei, die ihr Sprechorgan auf solchen Sumpfboden der Korruption stellte, zum vorneherein alles, aber nur keine ehrliche demokratische Politik erwarten ließe

Eine verwickelte Geschichte. Unseren Lesern wird es noch erinnerlich sein, daß vor einer Woche die in „Maxims Hotel" abgestiegene Varieté-Sängerin Raymonde Duloß einen Selbstmordversuch machte, weil sie einen kostbaren Ring, den ein gewisser Armando Cavalcanti ihr geborgt, verloren hatte. Jetzt hat nun auch der junge Mann einen Selbstmordversuch gemacht. Vorher schrieb er verschiedene Briefe und darunter einen an den Justizsekretär, Herrn Dr. Sampaio Vidal, den er darum bittet, er möchte seinen Leichenzug von der Musikkapelle der Staatspolizei begleiten lassen und diese sollte beim Verlassen des Hauses die „Tosca" und am Grabe die Ouverture des „Guarany" spielen. Der Musikkapelle blieb diese Mühe aber erspart, denn Armando blieb am Leben und die Polizei spielt ihm etwas ganz anderes vor. Er hat den Ring in Pomba, Minas Geraes, für 2:700$000 gekauft und über diese Summe einen Wechsel gezeichnet, den er nun nicht einlösen kann, und dabei stellt sich heraus, daß er den Juwelier, der den Wechsel in Zahlung annahm, durch Vorweisung eines falschen Bankkonto-Buches getäuscht hat. Dieser Juwelier befindet sich gegenwärtig in São Paulo und wird Armando prozessieren.

Frauenhilfe. Die Mitgliederversammlung der Gruppe „Frauenhilfe" beschloß am Donnerstag, sich zum selbständigen allgemeinen deutschen Frauenverein „Frauenhilfe" umzuwandeln, und wählte sich folgenden Vorstand: Frau Bertha Cörner, 1. Vorsitzende; Frau Käthe Richter, 2. Vorsitzende; Frau Emma Bamberg, 1. Kassiererin; Frau Luise Rieckmann, 2. Kassiererin; Frau Martha Teschendorf, 1. Schriftführerin; Frau Käthe Reichmann, 2. Schriftführerin; Frau Mathilde da Costa, Beisitzerin; den deutschen Pfarrer als ständiges Mitglied.

Von der Post. Wie schön es auf der hiesigen Post zugeht, ersieht man aus folgendem Fall. Der Postbeamte Cicero Marques richtete an die Bundeskammer das Gesuch, wegen angegriffener Gesundheit einen Urlaub antreten zu dürfen. Die Petitionskommission wandte sich an die Postadministration von São Paulo und forderte sie zur Berichterstattung über das Gesuch auf. Aus der Antwort des Administrators erfuhr nun die Petitionskommission, daß Cicero Marques seit dem Monat Mai d. J. nicht auf der Post erschienen ist; er ist aber nicht krank, sondern er lernt in Europa die Aviatik. Aus dieser anscheinend harmlosen Geschichte ersieht man, welche Protektionswirtschaft auf der Post herrschen muß, daß ein Beamter, der ohne Erlaubnis das Amt verläßt und sich nach Europa begibt, nicht entlassen wird und die Sache wird noch interessanter, wenn man sich daran erinnert, daß dieser Cicero Marques derselbe ist, der vor zwei Jahren das geheimnisvolle Kistchen, enthaltend einige Gläser „Salvarsan" — erhielt. Unseren Lesern wird es jedenfalls noch erinnerlich sein, daß vor zwei Jahren, als die ganze Welt von dem berühmten Mittel „606" sprach, einige Paulistaner Aerzte Einspritzungen vornahmen, ohne erklären zu können, wo sie das damals noch sehr seltene Medikament erhalten hatten. Durch das Dazwischentreten eines Frauenzimmers, das mit Cicero Marques zusammenlebt und sich mit ihm dann verfeindet hatte, erfuhr man, daß dieser Beamte mit der Beschaffung des Salvarsan etwas zu tun hatte und nähere Nachforschung ergab unzweifelhaft, daß hier ein Postdiebstahl vorlag: Cicero Marques hatte ein irrtümlicherweise nach São Paulo geleitetes Paket, das Salvarsan enthielt, erbrochen und die Gläser für einen sehr hohen Preis an die Aerzte verkauft. Gegen den ungetreuen Beamten wurde ein Disziplinarverfahren eingeleitet und obwohl an der Schuld Cicero Marques' nicht zu zweifeln war, so wurde er doch nicht nur im Amte behalten, sondern auch noch befördert. Der gerichtliche Prozeß, den der Diebstahl nach sich hätte ziehen müssen, unterblieb ganz und Cicero Marques war nach wie vor der tadellose Ehrenmann. Jetzt hält er sich seit vier Monaten im Auslande auf und der Postverwalter hat noch immer nicht daran gedacht, ihn zu entlassen. Das sind schöne Zustände, aber da ist nichts zu wollen, denn eine Hand wäscht die andere; die Post ist zu einer rein politischen Dependenz geworden und man fragt schon lange nicht mehr danach, ob ein Beamter ehrlich ist oder ob er stiehlt ob er auf dem Amte arbeitet oder in Frankreich die Aviatik lernt, sondern man fragt nur noch danach, ob er zur politischen Clique gehört oder nicht.

Neuer Streik in Sicht. Am 11. ds. abends fand im Vereinshaus der „Federação Operaria" in Santos eine von Fuhrleuten und Chauffeuren zahlreich besuchte Versammlung statt. Man beschloß, der Comp. União de Transportes eine Frist von drei Tagen zu gewähren, die Arbeiterforderungen anzunehmen, ansonst Streik ausbricht. Der Versammlung wohnte der Polizeiinspektor bei.

Diebstahl. Der Zahnarzt Henry Aubertie, der an der Rua 15 de Novembro 33 über die Redaktion der „Gazeta" sein Atelier hat, fand am Mittwoch abend in einem verschlossenen Nebenraume einen ihm unbekannten jungen Mann. Er schrie den Fremden an, was er da suche und dieser antwortete mit der größten Gelassenheit, daß er nur heraufgekommen sei, um das W. C. zu benützen und da habe die Tür zugesehnappt. Diese sehr ruhig vorgetragene Erklärung leuchtete Herrn Aubertie ein und er begleitete den jungen Mann noch selbst zur Tür. Als er aber am Donnerstag wieder sein Atelier betrat, da entdeckte er, daß dieses recht gründlich aufgeräumt worden war. Der Dieb hatte sich selbst in dem Nebenzimmer gefangen und der Bestohlene war so freundlich, ihn selbst zu befreien. Herr Aubertie erstattete über den Fall Anzeige und erzählte auch, wie er selbst dem Diebe beim Entkommen behilflich gewesen.

Zinsen an die Southern São Paulo Comp. In einer Eingabe verlangt der Staatspräsident vom Kongreß einen Kredit von 646:826$, um der genannten Baugesellschaft die Zinsen von 1909 bis 1911 und 6 Prozent für das Depot von 6.962:514$ für die Auslagen des laufenden Jahres zu zahlen. Die Gesellschaft erwarb die Bahnkonzession Santo Antonio-Juquia-Santos von Ingenieur Ewbank und die der Empreza de Colonisação Sul-Paulista für 1500 Contos. Die Bahnlinie soll 140 Kilometer lang werden und ist auf 10.080 Contos veranschlagt. Die angebliehen Ausgaben betragen bereits 3801 Contos. Aber die dieser Summe entsprechenden 52 Kilometer sind noch nicht gebaut. Deshalb läge ein striktes Recht auf die Zinsen kaum vor.

Der Idalina-Fall vor Gericht. Dieser Tage soll der letzte Prozeß, der mit dem sensationellen Idalina-Fall zusammenhängt, endgiltig erledigt werden und damit dürfte auch wohl das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen sein. Wie unseren Lesern noch erinnerlich ist, wollten die Antiklerikalen nach dem Auftauchen der falschen Idalina auf dem Largo São Francisco ein Meeting veranstalten, das aber von der Polizei verboten wurde. Gestützt auf die Bundesverfassung, mißachteten die Antiklerikalen das Verbot der Polizei und erließen Aufrufe, die das Volk aufforderte, auf dem genannten Platz zu erscheinen. Die Polizei vereitelte die Ausführung des Planes und bei dem dadurch verursachten Straßenauflauf wurde in der Rua 15 de Novembro ein Polizist erstochen und ein Kutscher in der Rua Direita leicht verwundet. Zuerst wollte die Polizei die Leiter des Meetings für den Tod des Polizisten verantwortlich machen, aber sie mußte die erhobene Anklage wieder fallen lassen, weil es sich herausstellte, daß diese Männer Oreste Ristori, Edgard Leueroth etc. sich bereits im polizeilichen Gewahrsam befanden als der Polizist erstochen wurde. Daraufhin erhob die Polizei gegen alle Veranstalter des Meetings Anklage wegen „verbotener Versammlung" und gegen zwei von ihnen, Oreste Ristori und Dr. Passos Cunha, wegen leichter Körperverletzung. Die erste Anklage mußte archiviert werden und so blieb nur noch die zweite, mit der dieser Tage das Schwurgericht sich zu befassen haben wird. Eine Verurteilung ist kaum zu erwarten, denn die Anklage steht auf sehr schwachen Füßen, die Verteidigung dagegen ist wohl gerüstet.

„Das Badnerland". Dieses mit prächtigen Farbenphotographien ausgestattetes Bändchen will ein Ratgeber zur Auswahl eines Erholungsortes sein. Die badischen Reisegebiete des Schwarzwaldes und Odenwaldes, Bodensees, Rheines und Neckars sind hierin erschöpfend behandelt. Ein besonderes Verzeichnis orientiert über Preise der Hotels und Pensionen in den verschiedenen Städten, Bädern und Sommerfrischen. Die Broschüren werden auf Wunsch kostenlos übersandt durch die Amtliche Auskunftsstelle der Badischen Staatsbahnen im Internationalen öffentlichen Verkehrsbureau in Berlin W. 8, Unter den Linden 14. Daselbst ist auch ein mit Unterstützung der Regierung herausgegebenes wertvolles Verkehrsbuch über Baden mit großer Schwarzwaldkarte zu Mk. 1,50 (franko) erhältlich. M.

Für eine Dampferlinie zwischen Italien und Brasilien hat der Ackerbauminister mit den Compagnien Navigazione Generale Italiana,

La Veloce, Italia und Lloyd Italiano einen Vertrag unterzeichnet, demgemäß für jede Fahrt die Bundesregierung eine Subvention von 40 und die paulistaner Regierung eine solche von 20 Contos bezahlt. Alle 14 Tage hat ein Dampfer abzugehen, der immer in Santos und Rio einfährt und abwechselnd in Recife und Bahia. Den Vertrag unterfertigten für die Bundesregierung Dr. Pedro de Toledo, für die paulistaner Regierung Eugenio Lefevre und für die Gesellschaften William Meyer.

Aus dem Paulistaner Staatshaushalt gibt der Finanzsekretär einige Angaben in der Vorlage, die er soeben dem Staatskongreß zur Ausarbeitung des nächsten Budgets eingeschickt hat. Danach erreichten im 1. Semester des laufenden Jahres die Staatseinnahmen 30.905 Contos, wobei die ordentlichen 28.667 Contos, die außerordentlichen 2.238 Contos betrugen, abgesehen von der Zuschlagstaxe auf den Kaffee-Export, die 8.363 Contos ergab. Das Budget für das laufende Jahr sieht 62.280 Contos ordentliche und 7.450 Contos außerordentliche Einnahmen vor. Die erste Jahreshälfte ist also hinter dem Voranschlage nicht unbedeutend zurückgeblieben. Aber da der Export des 2. Semesters ein bedeutender sein dürfte, so wird im ganzen Jahre die Effektiveinnahme doch kaum hinter dem Voranschlage zurückbleiben.

Die Ausgaben im 1. Semester beliefen sich auf 64.865 Contos, davon entfielen auf den Voranschlag 46.516 Contos, auf außerordentliche Aufwendungen 19.347 Contos. Also ergibt die 1. Semesterbilanz ein Defizit von 33.000 Contos, so daß also das 2. Semester großes leisten muß, um die Wagschale auszugleichen.

Nach der am 30. Juni abgeschlossenen Bilanz hat der Staat S. Paulo eine auswärtige Schuld von 7.318.287 Pfd. Strlg. und eine interne in Apolicen von 45.335:500$.

Gegen die bedeutenden Mehrausgaben im 1. Semester existierte am 30. Juni ein bedeutender Kassenbestand von 29.255:190$, wovon aber nur 13.119:067$ in den Kassen und Banken disponibel waren, 1.384:889$ noch in Liquidation sich befanden, 489:592$ für den Dienst der äußeren Schuld und 14.361:639$ für die Kaffeevalorisation bestimmt waren.

Bezüglich der Kaffeevalorisation macht der Bericht folgende Angaben: Vom Rechnungsjahr 1911 wurden 5.101.578 Sack im Werte von 172.164:242$ übernommen, die auch wieder ganz in der jetzigen Bilanz figurieren, ohne daß die neuesten Verkäufe verrechnet wurden. Auf verschiedenen Plätzen Europas und Nordamerikas wurden nämlich 700.000 Sack verkauft zum Durchschnittspreis von 82 Fr. per 50 Kilos zum Kurs von 600 Reis gleich 41.328:000$, wovon noch die Kosten der Operation abzuziehen sind. Der Ankaufspreis dieser 700.000 Sack, im Durchschnitt zu 33$, betrug 23.100:000$. Der Reingewinn dieser Verkäufe gibt der Bericht auf circa 12.000 Contos an. Danach müßten die Unkosten der Operation circa 6.000 Contos betragen! Der gegenwärtige Stock wird auf 4.401.578 Sack angegeben, der zum Ankaufspreis sich auf 140.064:242$ stellt. Das Kostensaldo der Valorisation betrug am Ende 1911 noch 57.199:091$. Dazu kommt noch die Ausgabe vom 1. Semester mit 4.382:594$, also Total 61.581:685$. Die Zuschlagstaxe von 5 Frs. per Sack Exportkaffee ergab 8.363:148$. Diese von obiger Summe abgezogen, bleibt noch eine Valorisationslast von . . . . 52.218:537$, von der auch die 12.000 Contos Gewinn der letzten Verkäufe in Abzug kommen.

Der drohende Streik in Santos ist immer noch in der Schwebe. Auf Ansuchen des Polizeidelegados hat Dr. Tito Brasil die Vermittlung zwischen Fuhrleuten und der Transportgesellschaft übernommen und hofft heute damit zu Ende zu kommen. Es handelt sich speziell um die Festsetzung eines Arbeitstages von 10 Stunden. Die Associação Commercial verlangt für diese Neuerung eine Frist von 30 Tagen, der Fuhrleuteverband aber will nur 5 Tage gewähren. Ein teilweiser Streik bei der Comp. União e Transportes ist deshalb zu befürchten.

Ein neues Schulhaus wird morgen mittags in Barra Funda, Rua Albuquerque Lins, offiziell eröffnet. Es ist dies der erste Schulbau auf Rechnung des Spezialkredites von 10.500 Contos. Der Bau hat 3 Stockwerke, 36 Klassenzimmer für je 45 Schüler. Der Bau ist solid ausgeführt und das ganze Mobiliar neu angefertigt.

Das gelbe Fieber im Anzug. Aus Maranhão meldet der Sanitätsinspektor Dr. Ferreira Nina an Dr. Seidl, daß am 16. ds. dort ein Gelbfieberfall vorkam bei einem Portugiesen, der vor 4 Monaten eingewandert ist.

Ein feiner Baron. Der französische Baron de Suyneguier, der von der Ausbeutung einer in der Pension „Bolfet" wohnenden Dame lebt, wird auf Antrag der Polizei ausgewiesen.

Eine neue Pumpfirma. In Paris wird eine Bankgesellschaft organisiert mit 5 Millionen Franken, zu dem speziellen Zwecke, um den brasilianischen Städten, Dörfern und Weilern Anleihen zu ermöglichen. Sie will die Titelemissionen in Frankreich unterbringen. Direktoren des Unternehmens sind ein brasilianischer Arzt und ein Journalist und mit ihnen ein portugiesischer und 5 französische Finanziers.

Für das Nationalmuseum haben Herr Severino Brandão und Anthero Martins Ferreira eine Reise nach der Praia von São Francisco gemacht und von dort verschiedene Menschenknochen und einen Knochen eines großen Walfisches gebracht und ein fast vollständiges Skelett eines „Balaeroptera rostrata".

Für die Santa-Catharina-Bahn hat der Finanzminister eine Titelemission von 2.400.000 Pf. Sterl. oder 49.200.000 Mark zu 4 Prozent Verzinsung angeordnet.

Privatschulen in der Stadt S. Paulo. Dr. Adolpho Botelho, Direktor der Statistik, hat dem Minister des Innern eine ausführliche Aufstellung über das hauptstädtische Privat-Schulwesen überreicht, der wir folgendes entnehmen. Es gibt hier 353 Particular-Lehranstalten und zwar 20 Internate, 303 Externate und 30 Halb-Internate. Davon wurden in 1911 neue gegründet 40. Die 353 Anstalten und ihre Schülerzahl verteilen sich in 1911 wie folgt:

280	Primarschulen mit	21.156	Schülern
44	Primar- u. Sekundarschulen mit	4.217	,,
26	Sekundar-Schulen mit	2.674	,,
3	höhere Sekundarschulen mit	504	,,
353		28.551	,,

Von diesen Schülern sind 17.811 Knaben und 10.740 Mädchen, also das Verhältnis 62,40 zu 37,60 Proz. Das Verhältnis ist in den verschiedenen Altersstufen dasselbe, in den 16.160 unter 12 Jahren und in den 12.385 über 12 Jahren.

Es besuchten die 256 Tagesschulen 23.375 Kinder, die 97 Abendschulen 10.740 Kinder. In den Tagesschulen waren 14.842 unter und 8533 über 12 Jahre alt; in den Abendschulen 2814 resp. 2362 Kinder.

In diesen Schulen befinden sich 16.895 Kinder, deren Väter Ausländer sind und 11.656 Kinder von brasilianischen Vätern. Des näheren führt die Statistik noch folgende Zahlen auf: von italienischen Vätern

10.212 Kinder, von portugiesischen 1890, von spanischen 962, von Vätern anderer Nationalitäten 3801 Kinder. Die 118 italienischen Schulen teilen sich in zwei Gruppen, in die der Federação, 85 Schulen mit 531 Kindern und die der Unione Magistrale Italiana 33 mit 2130 Kindern. Von diesen Schulen erhalten 50 mit 5930 Kindern Subvention vom Staat und der Stadtbehörde. Ueber die deutschen Schulen, die jedenfalls quantitativ und noch vielmehr qualitativ einen hervorragenden Beitrag zum Schulwesen unserer Hauptstadt bilden, finden wir in den veröffentlichten Materialien leider keine Angaben.

Alter Don Juan. Der 54jährige Affonso Ribeiro scheint sich zur Pflicht gemacht zu haben, die Menschheit zu überzeugen, daß das Alter kein Schutz vor Torheit ist. Er ist verliebt wie ein Tauberich und da sein Herz jedenfalls an Erweiterung leidet, so beschränkt er sich nicht darauf, ein weibliches Wesen zu lieben, sondern seine Liebe erstreckt sich auf drei junge Damen, die alle dem ehrbaren Stand der Lehrerinnen angehören. Seinetwegen haben die drei Mädchen Ribeirão Preto verlassen und sind nach S. Paulo gekommen; der alte Don Juan ist aber ihnen gefolgt und setzt hier seine Verfolgungen fort. Durch die Liebeserklärungen des Gimpels gereizt, haben die drei jungen Damen schon alles mögliche versucht, um ihn abzuschütteln, aber alles ist vergeblich geblieben. Zweimal ist er schon zur Polizei zitiert worden und hat vor dem vierten Delegado die Erklärung abgeben müssen, daß er die Mädchen in Ruhe lassen werde, aber schon am nächsten Tage ist er wieder ihren Spuren gefolgt. Dieser alte Liebesnarr provozierte am Dienstag einen großen Konflikt. Affonso sah eine seiner Verehrten in den Santa Cecilia-Bond einsteigen und ohne große Zeremonien kletterte auch er in das Vehikel, setzte sich hinter das Mädchen und flüsterte ihm die glühendsten Liebesworte ins Ohr. Der Lehrerin blieb nichts anderes übrig als sich an einen Mitfahrenden um Schutz zu wenden. In demselben Wagen saß der frühere Geheimpolizist João Dias Regis und dieser sprang der Lehrerin bei und erklärte Affonso für verhaftet. Dem Alten fiel es aber gar nicht ein, von seinem Platze zu weichen und der Ex-Agent mußte die Polizei herbeirufen. Affonso Ribeiro und João Regis wurden von der Polizei in einen Wagen geschafft und dieser fuhr nach dem Polizeiposten in der Consolação. Auf der Praça da Republica angelangt, machte Affonso herumlungernden jungen Leuten ein Zeichen, und diese überfielen den Wagen, um den Insassen den Händen des Ex-Agenten zu entreißen. Messer traten in Aktion, Schüsse wurden gewechselt und das Resultat waren verschiedene nicht unerhebliche Verletzungen. Schließlich wurden die Unruhestifter doch von der Polizei überwältigt und nach dem Posten gebracht, wo sie alle sitzen blieben. — Bei diesem Anlaß kann die Polizei auf die Flegel aufmerksam gemacht werden, die tagtäglich die Etablissements belagern, welche zu bestimmten Stunden von mehreren jungen Mädchen verlassen werden. So ist es mit der Normalschule an der Praça da Republica, so ist es mit der Telephonzentrale in der Rua Benjamin Constant und so ist es schließlich mit jedem Geschäft mit Damenpersonal. Erwachsene und unerwachsene Hohlköpfe umstehen die Ausgangstür und sobald die Mädchen herauskommen, so werden sie mit Liebesangeboten verfolgt. Die Polizei sollte diesen Jünglingen — man könnte sie männliche Dirnen nennen — die größte Aufmerksamkeit widmen und sie rücksichtslos hinter die Gardinen bringen.

Vorgänge in Pará. In Pará scheint die Ruhe zu herrschen. Die in den letzten Tagen eingetroffenen Telegramme wissen nichts neues zu melden. Die Bundeskammer wird für eine eventuell von der Regierung verlangte Intervention nicht zu haben sein und die Aktien der Oligarchie Lemos sinken immer mehr. Daß die Lemisten keines Habeas Corpus bedurften, scheint schon aus der Meldung hervorzugehen, daß die hervorragendsten Führer, die angeblich ihrer Freiheit beraubt waren, sich bald nach Rio begeben werden. Aus der Erfahrung wissen wir, daß eine Oligarchie, deren Vertreter nach Rio reisen, verloren ist. So war es mit Rosa e Silva, mit Accioly und mit Malta und so wird es jetzt auch wohl mit Lemos sein. Das wäre aber auch die einzig mögliche Lösung des Falles von Pará. Das Volk will diese Clique nicht mehr zu Herren haben, es weist sie aus, und wenn die Bundesregierung für sie noch immer sorgen will, dann soll sie das in einer anderen Form tun und nicht versuchen, Pará für sie zurückzuerobern.

Aus der Polizeichronik. Die fatale Jagd, die Maximo Guido mit seiner jungen Frau in Villa Prudente unternahm und dort, wie gemeldet, statt einem Wild, seiner Gattin die Ladung in den Leib schoß, hat wirklich ein böses Ende genommen. Diese Frau, 20 Jahre alt und 7 Monate verheiratet, ist nun der Verletzung erlegen. Aber wozu denn auch eine Frau mit auf die Jagd nehmen; da gilt wirklich der Grundsatz: Wer seine Frau liebt, läßt sie zu Hause.

— Bei der Rua Oriente wurde gestern nachts Antonio Mignone aus der Rua Chavantes 124 schwer verletzt gefunden. Er konnte über die Ursache seines Zustandes keine Auskunft mehr geben und verstarb bald. Um die Ursache des Todes festzustellen, erfolgt eine Autopsie der Leiche.

— Von Descalvado wurde der Polizei die Meldung gemacht, daß ein Felix Senk und Frau eine Waise, die bei ihr untergebracht war, von ihnen Waise, die bei ihnen untergebracht wurde, so daß das arme Kind schließlich daran starb. Der Körper zeigt äußerlich 49 Wunden.

— Aus einem idyllischen Eheleben: Der Italiener José Barbosetti und die Italia Falcone sind beide erst 17 Jahre alt, und schon verheiratet, haben ein Kind und sind seit 7 Monaten wieder auseinander. Als sie gestern auf der Straße sich trafen, fragte Italia ihren Mann, wo ihr Söhnchen geblieben sei. Als Antwort gab ihr José einen Messerschnitt über das ganze Gesicht und floh. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, auch wenn es nur leichtsinnige Kinder von 16 Jahren sind, die zusammengekuppelt werden!

— Frederico Konoy, ein Caboclo von der Sorte aus Carandarú, kam gestern abend in die Confeitaria São José in der Rua Seminario, verzehrte einige Stücke Backwerk und warf dann ein 400 Reis-Stück dafür hin. Der Angestellte Antonio Milanese erklärte, es seien 6 Stück zu bezahlen, die 400 Reis genügten nicht. „Foram quatro, seu cachorro!“ schrie der Caboclo. Da er dieser Sentenz noch einige hübsche Schmeichelworte folgen ließ, warf ihn der Angestellte auf die Straße. Natürlich hatte der Caboclo in landesüblicher Weise seine Waffe bei sich, zog sein Schießeisen aus dem Gürtel und ließ zwei Schüsse in die Confeitaria hineinkrachen. Glücklicherweise hatte der Angestellte Zeit, sich hinter den Ladentisch zu stellen, so daß die Kugeln an ihm vorbeisausten. Dann kam die Polizei und nahm den Banditen in Verwahrung, seu cachorro!

— Ein neues Selbstmordmittel versuchte gestern die Näherin Emilia da Costa Oliveira, in der Rua Sant' Anna 20. Sie lebt schon lange von ihrem Mann getrennt und hatte nun schließlich das mannlose Dasein satt. Um demselben ein Ende zu machen, trank sie eine halbe Flasche Schreibtinte aus, ging auf die Straße und meinte nun bald an der großen

Pforte des Hl. Petrus anzukommen. Aber damit war nichts. Mehr vor Angst als von der Wirkung der Tinte stürzte die arme Näherin hin und wurde von der Assistencia Policial in Behandlung genommen. Man wunderte sich, daß die Frau einen Mund hatte, als hätte sie Kirschen oder Heidelbeeren gegessen. Schließlich erzählte sie ihr selbstmörderisches Vorhaben. Wo sollten wir arme Zeitungsschreiber denn mit langem Leben davonkommen, wenn Tinte ein Selbstmordmittel wäre? Glücklicherweise hat sich die Näherin gründlich verrechnet und kann bei solchen Versuchen gegen ihre Existenz noch so alt werden, wie wir es für uns wünschen, also etwa so alt wie der eiserne Kanzler in Friedrichsruhe.

Der Mechaniker Pedro Piola hat entweder einen schlechten Geschmack oder einen anarchistischen Haß gegen Staat und Vaterland im Leibe. Gestern fuhr er eigens nach Ipiranga und wollte seinem von Liebesschmerz verhunzten Dasein auf jener historischen Höhe, wo Dom Pedro die Unabhängigkeit ausrief, ein Ende machen. Er schoß sich eine Revolverkugel in den Mund. Die Kugel machte ihm nur ein Loch durch die Wange, aber aus der Heldentat ist nichts geworden.

— Die 22jährige Italienerin Thereza Fazzano in der Rua Rodrigues dos Santos nahm hingegen eine starke Dosis Lysol und verspürte bald die schrecklichen Folgen. Der Polizeiarzt fand sie schon sehr in Gefahr. Tatsächlich erreichte sie das Spital nicht, sie war schon auf der Fahrt dahin eine Leiche. Den fatalen Entschluß faßte das Mädchen nach einem heftigen Streit mit seinem Liebhaber.

— Die dritte im Bunde war Florinda Bigazzi in der Rua Appa 22. Auch hatte sie sich mit ihrem Liebhaber gezankt. Aber sie griff nur zu dem unschädlichen Kreolin und wurde deshalb vom Polizeiarzt außer Gefahr gesetzt.

— Der 27jährige Handelsangestellte João Chrispiniano Junior aus der Rua Washington Luiz 16 war gestern morgens drei Uhr noch im Bordell, während seine junge Frau zu Hause mit Schmerzen auf ihn wartete. In dem Freudenhause aber geriet der nette Ehemann mit der Olinda do Souza und der Maria da Silva in Streit. Natürlich hatte der Held auch ein Messer im Gürtel, mit dem er das eine Weib stach und nachher das andere mit Fäusten traktierte. Das ging so lange, bis die Polizei endlich herbeikam und das Kleeblatt nach der Zentralstation verbrachte. Dort kann Frau Chrispiniano nun heute ihren brüchigen Mann abholen.

Munizipien.

Santos. Beim Löschen des Dampfers „Horace" wurde der Docas-Arbeiter Rodrigues, 30 Jahre alt, Portugiese, von einem Eisenbalken getroffen, daß er sofort starb.

Santos. Als kranke Seeleute wurden nach dem Spital gebracht vom Dampfer „Maasland" Christian Moser, vom deutschen Dampfer „Numantia" Heinrich Stunkamp und August Kallhow.

— Guarujá war in den letzten Tagen das Pilgerziel vieler Klerikaler, die den dort weilenden Kardinal-Erzbischof von Rio de Janeiro, Joaquim Arcoverde de Albuquerque Cavalcanti, besuchten.

— Zwei blinde Passagiere, Narciso Maranon und Antonio Villarbua, die sich in Teneriffe heimlich eingeschlichen hatten, brachte der österreichische Dampfer „Oceanea" mit. Die Santos-Polizei ließ sie nicht aussteigen.

— Bei dem Konkurs der Companhia Exportadora de Café de Santos finden sich in den Schulden von 1840 Contos folgende größte Gläubiger: Companhia Prado Chaves mit 484 Contos, J. D. Martins mit 126 Contos, Ernesto Whictacker 104, João Monsão 61, Francisco de Salles Junior 52, Nortz, Havre, 88, P. Annes u. Zoon 51, Frederico Aguiar Whictacker 51, Antonio da Silva Azevedo J. 51, Ernesto Lisboa 42 Contos etc. Von Deutschen finden wir nur die Hamburg-Südamerika-Linie mit 1:417$, Herm. Stoltz u. Co. 440$.

— Das „Diario de Santos" erläßt einen Aufruf zur Gründung einer Irrenanstalt in Santos, da dort zahlreiche Geisteskranke im Polizeigefängnis untergebracht werden müssen, weil in Juquery kein Platz leer ist.

— Die Polizei ist beauftragt, den Ex-Soldaten Genovez de Souza Vianna zu verhaften, der am 8. ds. in Botucatú seine Frau ermordete.

— Im Stadtrat hat Benedicto Pinheiro beantragt, daß auf einem der freien Plätze ein Standbild von José Bonifacio de Andrada errichtet werde.

— Der Centro der Schiffsagenturen erhebt gegen den Adjutant der Hafenpolizei die schwere Anklage, daß er den nötigen Respekt gegen die Passagiere nicht beobachte. Es ist eine Untersuchung angeordnet.

São Vicente. In „Quilombo" bei São Vicente wohnt ein Individuum namens Bento M. da Silva, das, obwohl verheiratet, mit seinem unsittlichen Treiben in den dortigen Familien Schrecken verbreitet. Seine Opfer sind alle minderjährigen Mädchen. Bisher wurde er nicht gefaßt. Kürzlich mißbrauchte er das 11jährige Mädchen Clotilde Maria. Die Polizei wurde davon benachrichtigt und das Mädchen nach der Polizeistation São Vicente gebracht. Der Polizeiarzt stellte die Tatsache der Verführung fest. Da dies schon der 8. bekannte Fall ist, in dem sich der saubere Ehemann an minderjährigen Mädchen verging, hat die Polizei beim Richter den Verhaftbefehl beantragt.

Campinas. Im Monat August wurden im Schlachthaus 835 Stück Rindvieh, 173 Schweine, 39 Kälber, 32 Spanferkel und 21 Schafe geschlachtet.

— Die Jury verurteilte den Severino Francisco do Amaral wegen Raubmord zu 30 Jahren Gefängnis.

Brodowsky. Auf der Fazenda „Reynaldo Salles" ermordete der Brasilianer Augusto de tal einen Kameraden mit zwei Revolverschüssen, aus noch unbekannten Gründen. Der Täter ist geflohen.

Itaicy. Für den Bau der Bahn von Campinas her sind neue Arbeiterabteilungen eingestellt worden. Doch dürfte sich die Fertigstellung der Linie bis über Neujahr hinaus verzögern. Bei der neuen Station haben Schweizer von Itaicy die Terrains angekauft und werden dort ein größeres Etablissement für Leute errichten, die einige Tage auf dem Lande zubringen und in schmackhafter Milchkur etc. sich stärken wollen. Die Trockenheit macht sich seit Wochen sehr lästig geltend, wie seit Jahren nicht mehr. Vor allem ist großer Mangel an Viehfutter. Der Mais hat einen enorm hohen Preis. Von Frostschäden im Kaffee ist sehr wenig zu merken, so daß bis jetzt die Blüte wenigstens in dieser Gegend noch nicht gelitten hat.

Jundiahy. Die Jury von Jundiahy macht die skandalöse Freisprechungspraxis ebenfalls mit. So wurde der Vatermörder Sebastião de Oliveira freigesprochen, weil er bei der Tat sinnesverwirrt gewesen. Die Sinnesverwirrung scheint aber vielmehr bei den Geschworenen vorhanden gewesen zu sein.

Itatiba hatte im August 60 Geburten, 36 Sterbefälle und 6 Ehen.

In Ituverava ist ein Teil der großen Fazenda „Bebedouro" verkauft worden, um sie zu parzellieren und an Kolonisten abzugeben.

In Franca wurde anstelle des verstorbenen Francisco Martins Costa als Kammermitglied Aché Martins de Andrade gewählt.

In Rio Claro wird demnächst vom Richter die Ehescheidungsklage entschieden, die Lizette Plöen gegen ihren Mann, Dr. Francisco Plöen, erhob.

— Die Jury hat 15 Prozesse zu erledigen, darunter nicht weniger als 5 Mordprozesse.

Bundeshauptstadt.

Die Politik von Minas. Es ist schon lange ein offenes Geheimnis, daß die Politiker aus Minas der Bundesregierung nicht mehr sonderlich gewogen sind, und daß nur die Rücksicht auf den Finanzminister, der sich unter ihnen großen Ansehens erfreut, und auf seine Kandidaturabsichten sie bisher von einer entschieden feindlichen Stellungnahme abgehalten hat. Aber durch Zwischenrufe im Kongreß oder wenn sie unter sich waren, haben die Mineiros ihre Meinung oft genug zu erkennen gegeben. Wir erinnern nur an die Bahneinweihung in Santa Barbara, bei der nicht der Staatspräsident von Minas den Toast auf den Marschall Hermes ausbrachte, sondern ein dazu gar nicht berufener Deputierter, und zwar erst ganz am Schlusse des Festmahls und obendrein in absichtlich abfälliger Weise. Bei anderen ähnlichen Gelegenheiten haben sich die Mineiros überhaupt nicht mehr zu einem Toast auf das Bundesoberhaupt bequemt. Der Abgeordnete José Bonifacio, der der erklärte Vertraute des Präsidenten der in Minas herrschenden Partei, des Herrn Bias Forte, im Bundeskongreß ist, hat schon mehrmals gegen bestimmte Regierungshandlungen Protestreden gehalten. Wenn er bislang auch noch nicht gegen die Politik der Bundesregierung im allgemeinen aufgetreten ist, so ist doch sicher, daß die Protestreden ungehalten geblieben wären, wenn Herr José Bonifacio und seine Auftraggeber dem Marschall Hermes noch so freundlich gegenüberständen wie zu Anfang. Daß er noch kürzlich den Landwirtschaftsminister verteidigte, ist kein Gegenbeweis. Denn erstens war Herr José Bonifacio von einem anderen Andrada, seinem Paulistaner Vetter Martim Francisco, darum gebeten worden, der zu den engsten Parteifreunden des Herrn Pedro de Toledo gehört. Und zweitens lag die Rede durchaus nicht im Sinne einer Politik, die gesonnen ist, mit dem Marschall durch Dick und Dünn zu gehen. Der Vorstoß gegen Herrn Pedro de Toledo ging bekanntlich von dem Deputierten Raphael Pinheiro aus, der der Gruppe des Leutnants Mario Hermes angehört. Diese Gruppe aber, die auf den Bundespräsidenten und einen beträchtlichen Teil der „konservativ-republikanischen" Partei großen Einfluß hat, ist die Verkörperung derjenigen politischen Richtung, die die Mineiros nicht mitmachen können. Daß Herr José Bonifacio zu gunsten des Landwirtschaftsministers redete, kann also höchstens als ein weiteres Symptom des fortschreitenden Dissidententums der Mineiros angesehen werden. Ein anderes hervorragendes Mitglied der Bank von Minas, Herr Prado Lopes, der schon interimistischer Staatspräsident war, hat in heftigen Zwischenrufen seine Divergenz zu erkennen gegeben, als Herr Lauro Sodré auf Bestellung der „konservativ-republikanischen" Parteileitung, d. h. des Generals Pinheiro Machado, in der bekannten Weise angegriffen wurde. Dasselbe tat Herr Camillo Prates, als der Leutnant Gentil Falcão seine Lobrede auf die Bundesregierung hielt. Herr Pandia Callogeras, der in der herrschenden Partei von Minas eine bedeutende Rolle spielt, hat zu wiederholten Malen aus seiner Verurteilung der Bundespolitik kein Hehl gemacht. Endlich ist auch noch der Deputierte Augusto de Lima zu nennen, der in der Affäre der neunten Kompagnie von Bello Horizonte der Bundesregierung in unglaublicher Ergebenheit die Stange hielt und der dann in seine Resolution zur Hundertjahrfeier der Eröffnung der juristischen Kurse in Brasilien die niedliche Bosheit von der Ordnung und der bürgerlichen Freiheit einflocht, deren wir so sehr bedürfen. Wenn man alle diese Symptome zusammenhält und sich ferner vergegenwärtigt, was in Minas (und außerhalb) über die Ersetzung des Marschalls Hermes durch den Vizepräsidenten Wenceslao Braz nach dem 15. November d. J. erzählt wird, so muß man zugeben, daß Minas von der herrschenden Partei nicht mehr als positiver Faktor in die politische Rechnung eingestellt werden kann.

Herr Oliveira Lima, unser Gesandte in Brüssel, hat seinen Abschied erbeten. Wie er mitzuteilen sich beeilt, „infolge großer Unannehmlichkeiten, die das Ministerium des Aeußern" ihm bereitet hat." Wir sprechen Herrn Lauro Müller unseren Glückwunsch aus, daß er die Energie besaß, diesen sonderbaren Diplomaten abzusägen, der seine Größe darin suchte, die Regierung, die ihn mit ihrer Vertretung beauftragt hatte, öffentlich anzugreifen und ihr systematisch zu opponieren. Wir haben seit zwei Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Oliveira Lima nicht im Diplomatischen Dienst verbleiben dürfe, da er uns dem Spott Europas aussetzte. Der Baron von Rio Branco konnte sich jedoch — obwohl auch er von seinen Untergebenen sehr böse mitgenommen wurde— nie zu der Entlassung entschließen. Er, der Historiker, schätzte offenbar in Herrn Oliveira Lima den tüchtigen Geschichtsschreiber, der Brasilien zur Zierde gereicht, zu hoch, als daß er ihm als Diplomaten nicht manches nachgesehen hätte. Zweifellos ist Herr Oliveira Lima einer der wenigen Brasilianer, die auf Grund ernsthafter und umfassender Quellenstudien gearbeitet und Werke von bleibendem Wert geschaffen haben. Von der Geschichte seines Heimatstaates Pernambuco (die übrigens in Deutschland, bei Brockhaus, erschien) bis zur der Geschichte D. Joãos VI. in Brasilien hat er unsere Geschichtsliteratur um wichtige neue Ergebnisse bereichert. Die verworrenen schlecht disponierten Vorträge, die er an der Sorbonne über die Entstehung der brasilischen Nationalität gehalten hat, hätte er allerdings besser ungedruckt gelassen. Dafür verspricht aber die Fortsetzung der Geschichte des beginnenden 19. Jahrhunderts, die Prinzregentschaft und das Kaisertum Dom Pedro I. behandelnd, der Geschichte D. Joãos wieder ebenbürtig zu werden. Das sind, wie gesagt, Gründe, die den Baron von Rio Branco, in dem immer der Historiker lebendig war, zu einer Nachricht bewogen, die dem Minister des Aeußern schlecht anstand. Als Herr Lauro Müller Kanzler wurde, haben wir die Erwartung ausgesprochen, daß er mehr Energie zeigen werde. Diese Erwartung hat sich jetzt, nachdem die durch die Rücksichtnahme auf das Andenken des verstorbenen Kanzlers gebotene Wartezeit verstrichen war, erfüllt. Möge Herr Oliveira Lima seine Muße dazu benutzen, durch die Fortsetzung seiner historischen Stadien sich den Dank Brasiliens zu sichern, den er als opponierender Diplomat nicht erwerben konnte.

Die vorsichtigen Franzosen. Wie erinnerlich, fragten die französischen Astronomen seiner Zeit bei hiesigen Freunden an, ob sie es wohl wagen könnten, nach Lorena zu kommen, um die totale Sonnenfinsternis am 10. Oktober zu beobachten, was für Lebensmittel, Zelte und Waffen sie mitnehmen müßten, ob die Indianer an der Zentralbahn sehr gefährlich seien usw. Trotzdem ihnen die Freunde die beruhigendsten Versicherungen gaben, namentlich be-

züglich der Indianer in Lorena, scheinen die Franzosen doch ihr Mißtrauen nicht überwunden zu haben. Wenigstens heißen die beiden Astronomen vom Observatoire National, die gestern mit der „Amazone" hier eintrafen, Milan Stepanik und Jaromir Kraticek. Die Urfranzosen haben es also offenbar für ratsam gehalten, die slawischen Bundesbrüder vorzuschicken, deren Leben ihnen begreiflicher Weise weniger wertvoll erscheint als ihr eigenes. Hoffentlich machen sich die Herren aus dem Osten nicht das boshafte Vergnügen, bei ihrer Rückkehr nach Paris Schauergeschichten von ihren Indianerabenteuern in Lorena zum besten zu geben!

Eine großartige Entdeckung hat der Professor Alexander (?) gemacht. Wie das „Jornal do Commercio" sich aus Christiania berichten läßt, hielt in der dortigen Geographischen Gesellschaft der Entdecker des Südpols, Kapitän Amundsen, einen Vortrag über seine Reise. Dem Vortrage wohnten das Königspaar, der Hof, die Spitzen der Behörden usw. bei. Nachdem Herr Amundsen seine Erlebnisse geschildert hatte, verlas er einen Brief des Professors Alexander, der von der Geographischen Gesellschaft beauftragt worden war, die astronomischen Beobachtungen und Berechnungen nachzuprüfen, die Amundsen an dem von ihm für den Südpol gehaltenen Punkte gemacht hatte. Dann heißt es in dem Telegramm wörtlich weiter: „In diesem Briefe sagt der berühmte Gelehrte, daß er die Beobachtungen Amundsens sorgfältig nachgeprüft und in Einzelheiten korrigiert habe und daß sich daraus ergebe, daß der Südpol auf 89 Grad 58 Minuten 6 Sekunden südlicher Breite liegt." Da wir nicht glauben können, daß das wirklich im Briefe des Professors steht, so wird diese großartige Entdeckung wohl den Schriftgelehrten des „Jornal do Commercio" zur Last fallen.

Das Denkmal des Marschalls Floriano Peixote droht einzustürzen. So hat wenigstens der Oberstleutnant Gomes de Castro an den Stadtpräfekten berichtet. Dieser hat daraufhin eine Kommission von städtischen Ingenieuren ernannt, die heute eingehende Untersuchung des Denkmals vornehmen soll.

Schon wieder ein neuer Dampfer. Der Aufschwung, den unser internationaler Handel auch ohne Subventionen des Landwirtschaftsministers nimmt, wird am besten illustriert durch die große Zahl von neuen Dampfern, die sämtliche am Brasilgeschäft beteiligten Reedereien herausschicken. Auch die Prince Linie ließ gestern einen neuen Dampfer für ihre nordamerikanische Passagier- und Frachtlinie Rio anlaufen, den „Portuguese Prince". Es ist ein 9000 Tonnen-Schiff, auf den Werften von John Prustmann & Co. gebaut, 426 Fuß lang, 53,3 Fuß breit, mit einer Geschwindigkeit von 13½ Knoten. Der Dampfer legt die Strecke von New York bis Rio in 17, bis Buenos Aires in 23 Tagen zurück.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS. 2745

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate
von 65$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

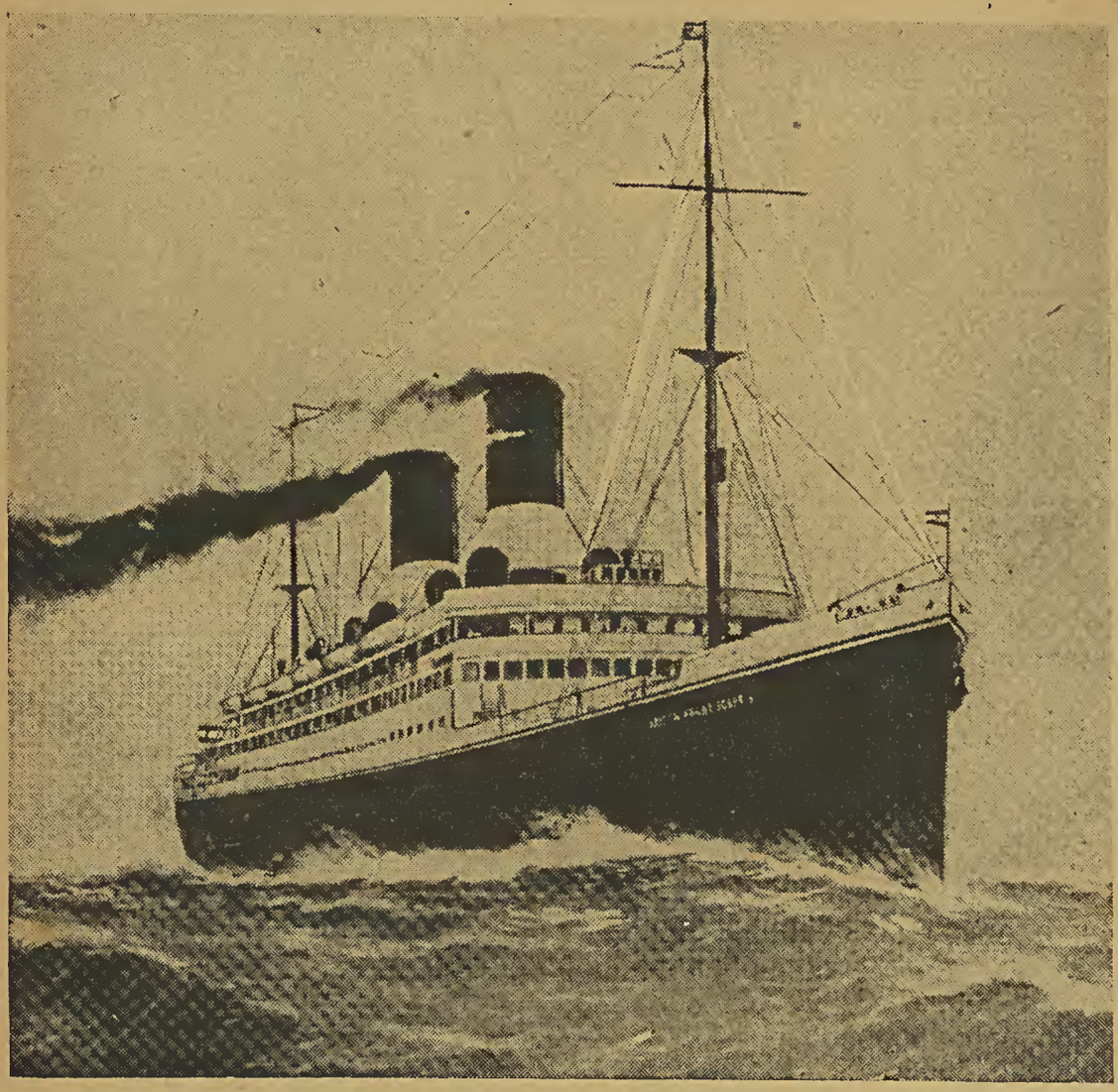
Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Die Meeres-Kolosse.

Schnellfahrten zwischen dem Mittelmeer und Südamerika, in 13 Tagen von Santos nach Neapel.



Austro-Americana-Dampfer „Kaiser Franz Josef I."

Im Kampfe der Schiffsgesellschaften ist die Austro-Americana an der Reihe, die sich in wenig Jahren einen hervorragenden Rang unter ihresgleichen, die in unseren Meeren verkehren, zu erobern wußte und nun in der Linie Europa-Brasilien mit dem prachtvollen Dampfer „Kaiser Franz Joseph I." sich an die Spitze stellt und den ersten Platz einnimmt.

Dieses luxuriöse Schiff, das am 9. September vorigen Jahres in Anwesenheit der kaiserlichen Familie von Oesterreich auf der Werft Monfalcone mit großer Feierlichkeit vom Stapel lief, hat 16.500 Tonnen Wasserverdrängung und bedeutet das letzte Wort in den Fortschritten der Schiffsbautechnik, der Bequemlichkeit und der Schnelligkeit. Es hat 500 Fuß Länge, bei 62 Fuß Breite und 43 Fuß Höhe, zwei Schrauben und Maschinen von vierfacher Expansion, die 13.000 Pferdekräfte entwickeln, mit Hilfe von 5 Doppeldampfkesseln und eines einfachen, System Howden, die dem Schiffe bei der Probefahrt eine Schnelligkeit von 21 Knoten gaben, und bei regelmäßiger Fahrt 19 Knoten geben.

Es hat Platz für 160 Passagiere erster Klasse, für 480 zweiter und 1400 dritter Klasse. Die Räumlichkeiten bestehen in großen Speisesälen, Rauch-, Unterhaltungs- und Musiksalons, einem Wintergarten, einer Halle etc. Die Dekorationen sind in splendider Weise von der Firma Warin u. Guillen ausgeführt.

Der Dampfer „Kaiser Franz Joseph I.", dessen Bild wir nach photographischer Aufnahme reproduzieren, hat elektrische Installationen, die aus drei Dubos-Dynamos bestehen, mit 2500 Lampen das ganze Schiff beleuchten und die Oefen heizen. Er hat außerdem Feuerwehreinrichtungen, Desinfektionsvorrichtungen, Funkentelegraphie Marconi mit großer Verkehrsweite etc. Der Schiffsrumpf, in 28 abgeschlossene Abteilungen geteilt, bietet die vollste Sicherheit, denn mit automatischem Verschluß können mit größter Leichtigkeit die Türen zwischen den einzelnen Schiffsräumen geschlossen werden. Bei ir-

„Kaiser Franz Joseph I." wird am 7. Oktober ds. Js. zum ersten Male Santos anlaufen und am selben Tage direkt nach Buenos Aires in See gehen. Auf der Rückfahrt wird der Dampfer am 20. Oktober anlaufen und am gleichen Tage nach Rio, Teneriffe, Barcelona, Neapel und Triest abfahren; die Ueberfahrt nach Barcelona dauert 11½ Tag, bis Neapel 13 und bis Triest 16 Tage, womit der von irgendwelchen anderen Dampfern des Südamerika-Europadienstes aufgestellte Geschwindigkeitsrekord geschlagen wird.

Zum Abschied des Deutschen Theaters.

Die dritte deutsche Theatersaison ist für São Paulo zu Ende. Heute Abend treten die Künstler in Rio de Janeiro auf und bald werden sie auch die Bundeshauptstadt verlassen, um über Buenos Aires, wo sie ein längeres Gastspiel absolvieren werden, nach der Heimat zurückzukehren, von wo sie am 31. Dezember 1911 abgefahren sind. Die Reise ist dieses Jahr besonders lang geworden. Bis die Künstler wieder in Hamburg eintreffen, werden elf Monate seit der Abfahrt vergangen sein. Eine solche Reise gehört infolge der mannigfachen Strapazen und Leiden, die sie mit sich bringt, nicht zu den angenehmsten Dingen des Lebens, aber dennoch sind wir dessen sicher, daß die Künstler und Künstlerinnen, sobald sie sich wieder in der teuren Heimat erholt haben, nicht ungern an diese lange Tournee zurückdenken werden. Sie haben ein sehr großes und sehr schönes Stück Welt und jedenfalls auch sehr viele liebe Menschen kennen gelernt und sich um Erlebnisse bereichert, die einen unveräußerlichen Schatz von Erinnerungen bilden. Und wir? Wir haben eine Reihe schöner Stunden verlebt, wir haben von der deutschen Kunst, die vor kurzem uns noch verschlossen war, mit vollen Zügen genossen, und zu unserer größten Freude sehen wir eine schöne Hoffnung bestätigt, indem das „Deutsche Theater in Südamerika" nicht eine vorübergehende Erscheinung, sondern ein bleibender Faktor im deutschen Leben unseres Kontinents geworden ist. Dieses Theater hat die erste, die schwere Zeit glänzend überstanden und steht jetzt gefestigt da, so gefestigt, daß nur noch ganz unvorhergesehene Ereignisse politischer oder wirtschaftlicher Art uns zeitweilig das Vergnügen nehmen können, hier deutsche Künstler zu begrüßen.

Wir haben schon wiederholt von der großen Bedeutung gesprochen, die der deutschen Theatergesellschaft, ihre Tüchtigkeit vorausgesetzt, in dem kulturellen Leben des hiesigen Deutschtums zufällt, und so können wir heute nur das wiederholen, was wir bereits mehrere Male ausgesprochen haben. Die Vorstellungen der deutschen Gesellschaft bringen uns die deutsche Literatur näher, sie wecken in uns wieder das Interesse für die Werke der alten und neuen Meister, sie führen uns wieder in die deutsche Gedankenwelt ein und lassen uns wenigstens einmal im Jahre das ewige Einerlei des Alltags vergessen, indem die deutsche Poesie uns aus dem Chaos des Erdenlebens in die Regionen der Harmonie entführt.

Wenn wir jetzt auf die soeben in São Paulo beendete Saison einen Blick zurückwerfen, so müssen wir an allererster Stelle der Direktion unseren besten Dank aussprechen für die ausgezeichnete Zusammenstellung des Spielplans. Die Geschmäcker sind sehr verschieden und wir glauben nicht, daß der Theaterdirektor, der allen recht tun kann, schon geboren ist, aber es gibt doch Direktoren, die eine treffsichere Hand haben und die, wenn auch nicht allen, so doch einem sehr großen Teil ihres Publikums das Richtige zu bringen verstehen, und zu diesen gehören auch die Herren Bluhm und Lesing. Im ersten Spieljahre, als sie noch das Terrain sondieren mußten, wies der Spielplan verschiedene Lücken auf, voriges Jahr war er schon geschlossener und das Repertoir der letzten Saison entsprach sogar den kühnsten Erwartungen. Die Theatergesellschaft bot uns Klassisches und Modernes, Ernstes und Heiteres, so daß jeder, der nicht gerade einen absonderlichen Geschmack hat, etwas für sich fand und mit dem Dargebotenen zufrieden sein konnte. Es war hier schon vor zwei Jahren der Wunsch geäußert worden, die eigentlich modernen Dramen hinter die klassischen Dichtungen oder die Volksstücke zurücktreten zu lassen und diesen Wunsch hat die Direktion heuer vollkommen erfüllt. Es wurde nur ein einziges, wirklich modernes Drama geboten, und zwar ein sehr gutes, „Das große Licht" von Felix Philippi. Die Klassik war durch „Kabale und Liebe" vertreten, und da „Uriel Acosta", die gedankentiefe und sprachlich wunderbare Tragödie Karl Gutzkows, auch in vieler Hinsicht das Prädikat klassisch verdient, so dürfte auch die höchste Erwartung erfüllt worden sein. Von Volksstücken hatten wir das Schauspiel „Der Pfarrer von Kirchfeld" von Ludwig Anzengruber. Dieses Stück wird vielfach als antikatholisch angefeindet, aber die Anfeindung ist in dem Inhalt des Schauspiels absolut nicht begründet, denn es wendet sich nicht gegen die katholische Lehre, sondern gegen die Engherzigkeit mancher ihrer Anhänger, gegen Katholiken vom Schlage des am Anfang des Dramas auftretenden Grafen Finsterberg, und wir glauben nicht, daß unsere katholischen Mitbürger, ohne irgendwie schlechte Söhne ihrer Kirche zu sein, mit dem engherzigen Aristokraten, der nur für eine streitende, aber nicht für eine liebende Kirche schwärmt, einverstanden sein werden. Nachdem unsere katholischen Landsleute dieses Schauspiel kennen gelernt hatten, werden sie gesagt haben, daß es doch besser war als der ihm vorausgegangene Ruf, der nicht dem Inhalt des Stückes, sondern den Gesinnungsgenossen des Grafen Finsterberg sein Entstehen verdankt. Das Lustspiel sollte nach ursprünglichem Plane nur durch die „Goldene Eva" von Fr. Schönthan und Koppel-Ellfeld vertreten sein, und nur deshalb, weil die Gesellschaft hier länger blieb als vorausgesehen, nahm sie „Nur ein Traum" von Lothar Schmidt in den Spielplan auf, welches Lustspiel, so frei es auch ist, doch unbedingt zu den besten dieses Genres gehört. — Sogar unser Nachwuchs wurde berücksichtigt, und wir sind dessen sicher, daß die Kleinen noch lange von „Max und Moritz" sprechen werden. Sie haben sich sehr gut unterhalten und die Vorstellung wird bei ihnen den Wunsch hinterlassen haben, möglichst bald eine zweite zu erleben.

An den Künstlern der Gesellschaft Bluhm und Lesing haben wir schon im ersten Spieljahre nichts auszusetzen gehabt; im zweiten Jahre war das Ensemble aber dennoch besser und heuer konnte es auch höher gestellten Wünschen entsprechen. Wir bedauern nur, daß die beschränkte Anzahl der in São Paulo aufgeführten Stücke nicht allen Künstlern die Gelegenheit gab, ihr ganzes Können zu zeigen. So haben wir die Damen Gertrude Guder und Wera Häberlin nur in ganz kleinen Rollen gesehen, die uns nicht die Möglichkeit gaben, über ihr Spiel ein Urteil zu fällen. Frau Guder trat nur in zwei Stükken auf und die ihr zugewiesenen Rollen waren nur sehr unbedeutend. In „Nur ein Traum" und in dem im Germania-Saale aufgeführten „Hans Huckebein" mußte sie sich mit Dienstmädchenrollen begnügen. Unserer Ansicht nach hat diese Künstlerin ein ausgesprochenes Talent für die vornehme Damenrolle, aber in einem kleinen Ensemble muß man sehr oft auch mit einer kleineren Rolle fürlieb nehmen und das Publikum muß, wenn es gerecht sein will, auch dann zufrieden sein, wenn der erste Held oder die erste Liebhaberin eine komische Rolle spielen. Frl. Häberlin trat in drei Stücken in Hosenrollen auf und einmal hatte sie eine kleine Rolle als Naive, die ihr auch nicht die Gelegenheit gab, ihr Talent zu zeigen. Von den Herren fand Arthur Teubner nicht

die richtige Verwendung, aber das lag an den Stükken resp. an der Kürze der Spielzeit. Von den Damen kam die sentimentale Liebhaberin am meisten zur Geltung und in diesem Fache besaß die Gesellschaft in Frau Luise Helbrand eine sehr tüchtige Kraft ,die auch, wie wir konstatieren konnten, schon beim ersten Auftreten das Publikum eroberte und bis zum Ende der Spielzeit in aller Gunst blieb. Die erste Liebhaberin, Frl. Claire Hammer, hatte weniger zu tun, aber die drei Stücke, in welchen sie auftrat, gaben ihr schon reichlich Gelegenheit, zu zeigen, daß sie eine tüchtige Künstlerin ist. Die „komische Alte", Frau Marga Köhler, gehörte zu den besten ihres Faches, die wir hier in São Paulo gesehen, und zwar nicht nur bei den deutschen Gesellschaften, sondern auch bei den italienischen und portugiesischen Compagnien, die wir in den letzten Jahren in unseren Theatern zu sehen Gelegenheit hatten. Frau Anny Rischka, die uns in Mutterrollen so gut gefallen, war diesmal nur als „flüsternder Geist" im Souffleurkasten beschäftigt, auf der Bühne bekamen wir sie nicht zu sehen.

Von den Herren ist zuerst das Trio Senger, Birkholz und Werana zu erwähnen. Den letzteren Herrn kannten wir schon vom vorigen Jahre her als einen ausgezeichneten Charakterdarsteller und es hat uns großes Vergnügen gemacht, ihn dieses Jahr wiederzusehen. Herr Senger war der am meisten beschäftigte Künstler, und da er auch nicht aus Stahl oder Elfenbein ist, so machte sich bei ihm nach einer so langen Tournee schon eine gewisse Ermüdung bemerkbar, aber dennoch spielte er die Rolle des Uriel Acosta, die eine ungeheure Anstrengung erfordert, sehr gut und auch in den anderen Rollen, die eigentlich nicht zu seinem Fache gehören, vermochte er tadellos auszufüllen. Herr Birkholz erwies sich als ein sehr guter Charakterdarsteller. Sein Baumeister im „Großen Licht" war eine ausgezeichnete Leistung und in den anderen Stücken wie z. B. in „Nur ein Traum" gefiel er uns sehr gut. Der jugendliche Liebhaber, Herr Karl Zizold, hatte seinen Haupterfolg im „Großen Licht"; die Rolle des Ferdinand von Walter in „Kabale und Liebe" lag ihm nicht. Er ist als moderner, realistischer Schauspieler der Klassik entfremdet und besitzt nicht das Pathos, das man aber als Schiller-Spieler besitzen muß. In den zwei anderen Stücken, in welchen er noch auftrat, hatte Herr Zizold nicht Gelegenheit, sein Können zu zeigen, im „Pfarrer von Kirchfeld", weil die Rolle, die er inne hatte, zu wenig in den Vordergrund gerückt ist, und in „Hans Huckebein", weil in diesem Stücke eine schauspielerische Leistung überhaupt nicht erwartet werden darf, denn es ist doch nur ein Schwank, in dem alles auf die Situationskomik und nicht auf die dramatische Wirkung abgespitzt ist. Die Herren Eichberg und Halden waren uns schon von früher her bekannt, und wir freuten uns, feststellen zu können, daß der erstere in dieser Zeit gereifter geworden ist. Herr Halden fand in dieser Saison keine Gelegenheit, sich zu zeigen. Eine sehr tüchtige Kraft verspricht Herr Kronburg zu werden. Die Theaterbesucher, die ihn nur auf der Bühne, und zwar in Väterrollen sahen, werden kaum glauben, daß dieser Künstler kaum zwanzig Jahre überschritten hat. Herr Kronburg macht jetzt schon den Eindruck eines gereiften Künstlers, und wenn er noch fleißig lernt und sich an den Beispielen großer Meister bildet, dann kann er mit der Zeit eine hohe Stufe erklimmen.

Nun wollen wir noch einige Worte über das Publikum sagen. Wir wollen dem deutschen Publikum absolut nicht schmeicheln, aber wahr ist und bleibt, daß es sich im Theater viel besser zu benehmen weiß als die Zuschauer anderer Nationen, die nicht selten den Theatersaal mit der Börse oder mit einem Café zu verwechseln scheinen, wo sie ihre Geschäfte abschließen. Unser deutsches Publikum respektiert das Theater wie einen Kunsttempel und sobald der Vorhang steigt, herrscht die tiefste Stille. Das ist auch ein Beitrag zur — deutschen Unbildung, von der unsere Nachbarn zu erzählen wissen.

Zum Schlusse ist auch noch die landessprachliche „Kritik" zu erwähnen. Man kann von einem hoffnungsvollen Jüngling von zehn und etlichen Jahren, der seine eigene Muttersprache noch nicht beherrscht, nicht verlangen, daß er die deutsche Dichtung verstehe; aber soviel sollte man doch verlangen können, daß Leute, die sich erst mit dem Schullesebuch vertraut machen sollten, nicht über einen Gutzkow den Stab brechen. Das wirkt lächerlich und kann nur den Eindruck erwecken, als wären die Spalten einiger Blätter dazu da, den ABC-Schützen als Ablagestätten ihrer Stilübungen zu dienen. Einer hat es sogar fertig gebracht, den „Pfarrer von Kirchfeld" für „Kabale und Liebe" zu halten, denn er schrieb am Montag: „Gestern wurde „Intriga e Amor" aufgeführt, heute gibt es „O parocho de Kirchfeld". Mit solchen Kindereien imponieren die „Kritiker" vielleicht einer alten Großmutter, die sich darüber freut, daß ihr Enkelchen schon für die Zeitungen schreibt, aber die Künstler lassen solche Aeußerungen vollständig kalt. Lächerlich wirkt es auch, wenn eine Zeitung den Gedanken ausspricht, daß das Munizipal-Theater deutschen Gesellschaften verschlossen werden sollte. Die Gesellschaft Bluhm u. Lesing hat die geforderte Miete bezahlt; die deutsche Kolonie hat auch ihr Scherflein zu dem Bau des Prachttheaters beigesteuert und sie hat infolgedessen auch ein Recht auf seine Benützung! Gelungen ist es auch, daß „Max und Moritz" Blödsinn genannt wird. Die humoristische Dichtung Wilhelm Busch ist von dem größten lebenden brasilianischen Dichter, Olavo Bilac, ins Portugiesische übersetzt, also hat dieser Herr sich für Blödsinn interessiert. Er würde sich für eine solche Beurteilung höflichst bedanken, wenn er nicht wissen würde, wie diese sogenannte Kritik einzuschätzen ist.

Mannschaften der „Bremen" in São Paulo.

9. September 1912.

S. M. S. Kreuzer Bremen. Auf eine Einladung der „Gesellschaft" Germania" besuchten gestern die dienstfreien Offiziere des im Hafen von Santos liegenden Kreuzers „Bremen" unsere Stadt. Auf dem Bahnhofe wurden die Gäste von einer grösseren Anzahl deutscher Familien empfangen. In Automobilen wurde zunächst eine Rundfahrt durch die Stadt gemacht, der sich ein Besuch des Schulfestes der deutschen Schule Moóca-Braz anschloß. Abends besuchten die Gäste das Munizipaltheater, wo die deutsche Schauspiel-Gesellschaft Bluhm-Lesing den „Pfarrer von Kirchfeld" gab. Nach Schluß des Theaters fand ein Ball in den Räumen der Ges. Germania statt, welcher rege besucht war. Der Saal war durch Guirlanden und andere Blumenarrangements festlich geschmückt. Bald hatte sich eine fröhliche Stimmung aller Teilnehmer bemächtigt, so daß man sich schließlich recht ungern von den gastlichen Räumen trennte.

12½ Uhr: Ankunft an der Luzstation. Empfang mit Musikkapelle. Spaziergang im Luzgarten. Marsch nach der Turnerschaft.

1 Uhr: Imbiß in der Turnhalle.

2 Uhr: Abfahrt von der Turnhalle in Spezialbonds durch die Stadt nach dem Park Antarctica.

3 Uhr: Park Antarctica: Gartenkonzert, Sportspiele.

5 Uhr: Abfahrt vom Park Antarctica durch die Avenida Agua Branca, Palmeiras etc. bis in die Gesellschaft Germania.

5½ Uhr: Empfang der Gäste durch ihre Quartiergeber in der Germania.

6—8 Uhr: Abendessen bei den Quartiergebern.

8½ Uhr: Beginn der Vorstellung im Germaniasaal: „Hans Huckebein" von Blumenthal und Kadelburg. Eintritt 3$.

11 Uhr: Unterhaltungabend in der Gesellschaft Germania. Begrüßung der Gäste durch Ansprache, Musikkapelle, Turnerinnengruppe der Turnerschaft, Liedervorträge des gemischten Chores der „Lyra", freie Vorträge etc. — Tanz. — Ins Quartier.

Donnerstag, halb 10 Uhr morgens: Ablieferung der Gäste auf der Luzstation durch die Quartiergeber.

10 Uhr: Abfahrt nach Santos im Extrawagen des fahrplanmäßigen Zuges.

---

11. September 1912.

Der Kreuzer „Bremen"-Besuch gestaltete sich gestern bei günstiger Witterung zu einem schönen Feste für die deutsche Kolonie. Mit einer halbstündigen Verspätung traf gegen 1 Uhr auf dem Luzbahnhof der Santoszug mit den Gästen von S. M. S. „Bremen" ein, erwartet von einer sehr großen Anzahl Angehöriger unserer deutschen Kolonie und empfangen mit den Klängen der Bersaglieri-Musik. Die Mannschaften waren 91 Mann stark eingetroffen, mit ihrem Kommandanten, Fregattenkapitän Seebohm, dem Adjutanten Kapitänleutnant Dortschy und den Offizieren Tarschi, Scabell, Wieve und Salzwedel. Der erste Gang galt dem Besuch des Luz-Parkes. Nach der Einkehr bei der Turnerschaft ging es in drei reservierten Bondswagen mit Musik an der Spitze nach dem Antarctica-Park, wo sich beim „süffigen" Gerstensaft in den schönen Anlagen bald ein frohes Leben und Treiben entwickelte. Nach der „Germania" zurückgekehrt, stellten sich die Quartiergeber ein und holten die jungen Gäste an ihren Familientisch, um dann abends, in Begleitung der Familien, zu dem Hauptfest im Club Germania einzutreffen. Wohl noch selten hat das geräumige Clubhaus eine so gewaltige Zahl Mitglieder aus allen Klassen unserer deutschen Kolonie beherbergt. Als um 9 Uhr der Festakt begann, waren all die dichtgedrängten Sesselreihen bis auf das letzte Plätzchen besetzt und all die Nachzügler mußten sich damit begnügen, in den Seitenhallen oder an den Wänden entlang sich aufzupflanzen. Es dürften 800 bis 1000 Personen gewesen sein, was für ein Clubhaus gewiß eine sehr respektable Zahl ist.

Der Festakt wurde durch eine Begrüßungsrede des Herrn Dr. Lehfeld eingeleitet, der im Namen der deutschen Kolonie die Vertreter der deutschen Marine bewillkommte und dem Kommandanten dankte, daß er einer so zahlreichen Vertretung den Besuch von São Paulo ermöglichte. Dieses Vergnügen wird der deutschen Kolonie von São Paulo sehr selten zuteil. Fünfzehn Jahre ist es her, daß die letzten deutschen Blaujacken São Paulo durchwanderten, es waren die flotten Jungens des Schulschiffes „Gneisenau", von denen nachher so viele einen grausamen Tod an der spanischen Küste fanden. Im weiteren Verlauf der Ansprache wies der Redner auf das Wachstum und die Bedeutung der deutschen Flotte für das Reich, für seinen Handel und für die Kolonien im Auslande hin, auf die Achtung und den Respekt, den diese Marine genießt, die durch Qualität die noch etwas zurückstehende Quantität ersetzen muß. Ein rauschendes Hoch, das die ganze Versammlung auf die Gäste ausbrachte, schloß die Begrüßung. Herr Kommandant Seebohm dankte in kurzen Worten für den Empfang und erklärte, daß in Bezug auf die Gastfreundschaft für die Blaujacken die deutschen Kolonien in Brasilien die Note 1 verdienen und die von São Paulo 1 A und forderte seine Mannschaft auf zu einem donnernden Hoch auf die deutsche Kolonie. Hierauf trug Fräulein Luise Helbrand von der deutschen Schauspielgesellschaft in vorzüglicher Weise einen Prolog vor, in dem der Deutsche im Ausland sein Reich, seinen Kaiser und seinen Rhein begrüßt, für welche Leistung die Künstlerin stürmischen Beifall und einen prächtigen Blumenstrauß erntete. Dann folgte das Lustspiel „Hans Huckebein", mit dem die Künstler der Gesellschaft Bluhm und Lesing die Festversammlung in die beste Laune versetzten und das wir an anderer Stelle des näheren besprechen. Der Zeiger der Uhr war indessen schon gegen Mitternacht vorgerückt und man hatte noch ein gutes Stück des Programms vor sich. Zuerst brachte Hr. Konsul Dr. J. von der Heyde den Kaisertoast aus. Dann folgte mit kräftigen Klängen der Massengesang „Ich bin ein Deutscher, wißt ihr die Bedeutung", gesungen nach der Melodie: „Ich bin ein Preuße etc."

Des Vaterlandes alte Zauber wirken,
Die Sehnsucht drängt uns mächtig an den Rhein.
Seh'n wir im deutschen Waffenkleid die Männer,
Die mit dem Schwert uns wollen Hüter sein —
Um ihnen Dank zu sagen
Für das, was gern sie wagen —
Ruft mit mir laut in alle Welt hinein:
Auch wir sind Deutsche, wollen Deutsche sein!

Einen hübschen Zwischenakt gab die Damenriege der Turnerschaft mit ihrem flott ausgeführten Keulenschwingen und den hübschen Gruppenbildern. Nachdem sich dann die „Bremen"-Musik in zwei Stücken produziert hatte, erfolgte die große Auskehr, damit der letzte Hauptteil, der Tanz, beginnen konnte. Natürlich war der schöne große Saal lange Zeit hindurch fast zu eng für die große Zahl der Tanzpärchen, die sich zu den Klängen einer guten Streichmusik im Kreise drehten. Unsere Frauen und Töchter der Kolonie hatten sich sehr zahlreich eingefunden. Wie im Blumenkranze saßen sie in langer Reihe, von den flotten Blaujacken und der zivilen tanzlustigen Jugend immer wieder zum frohen Tanze abgeholt, der in der schönsten Harmonie und fröhlichster Stimmung bis zum Morgen andauerte. Währenddessen saßen in allen Clubräumen fröhliche Familienkränzchen zusammen, überall mit Blaujacken in heiterer Unterhaltung, bis schließlich die Quartiergeber mit ihren Gästen den Penaten zusteuerten. Jedenfalls werden unsere Gäste und unsere Kolonie diesen schönen Germania-Abend noch lange im Gedächtnis behalten.

---

12. September 1912.

Kreuzer „Bremen". Nachdem bereits am 11. ds. mittags Kommandant Seebohm, in Begleitung des deutschen Konsuls Hrn. v. der Heyde und des Adjudanten Dortschy, im Regierungspalast vom Staatspräsidenten empfangen worden war, besuchten diese Herren gestern vormittags noch das Instituto Serumtherapico in Butantan. Dort wurden sie von Dr. Vital Brasil und Bruno Rangel Pestana empfangen und ihnen alle Abteilungen der Anstalt gezeigt, wie auch die interessante Kollektion von Schlangen. Nachdem Herr Kommandant Seebohm noch bei seinem Quartiergeber Herrn Konsul Dr.

von der Heyde gefrühstückt, verreisten unsere „Bremen"-Gäste um 2 Uhr mit dem Zug nach Santos zurück, auf der Luzstation von zahlreichen Mitgliedern der Kolonie verabschiedet.

Der Kreuzer „Bremen" bleibt in Santos noch bis nächsten Montag. Auf seiner Fahrt nach dem Süden wird er auch in São Francisco anlegen, wo sich die deutsche Kolonie bereits zum würdigen Empfang rüstet Von dort geht die Fahrt nach Montevideo und Buenos Aires, wo der Aufenthalt ein etwas längerer sein dürfte.

Heute kehren die „Bremen"-Gäste nach ihrem Kreuzer zurück. Wir rufen ihnen ein herzliches Lebewohl auf gute Fahrt und Wiedersehen nach!

Aus aller Welt.

Der Schatz im Laubengelände. In Schöneberg ist beim Umgraben eines unbekannten Geländestückes ein wertvoller Fund gemacht worden. Auf dem Priesterweg gelegenen Laubengelände, das vor 15 Jahren als Müllabladeplatz diente und jetzt Eigentum des Militärfiskus ist, wurde etwa 20 Zentimeter tief in der Erde ein mattgoldener Damenring mit neun Brillanten im Werte von 1500 Mark gefunden. Der Eigentümer des Ringes ist unbekannt.

Die Steuerschraube in den europäischen Staaten. In der belgischen Kammer legte der Abgeordnete von Lüttich, Hector Denis, eine Statistik vor, in der genau berechnet war, wie sich die Steuerlasten in den verschiedenen Ländern Europas darstellen. Das Ergebnis ist für Deutschland durchaus günstig. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen nämlich nach dieser Liste in England 82,06 Fr., in Frankreich 78,98 Fr., in Holland 57,59 Fr., in Oesterreich 49,05 Fr., in Italien 45,04 Fr., in Deutschland 43,37 Fr., in Norwegen 42,60 Fr., in Dänemark 41,70 Fr. und in Belgien 34 Fr.

Deutschland im Kardinalskollegium. Eine Zuschrift des römischen Berichterstatters der „Pol. Korr." für vatikanische Angelegenheiten weist darauf hin, daß infolge des Ablebens des Kardinals Fischer die deutschen Katholiken im Heiligen Kollegium nur mehr einen einzigen Vertreter haben: den Kardinal Kopp, der in hohem Alter steht und kränklich ist. Es gilt als wahrscheinlich, daß der Papst im nächsten Konsistorium diesen anormalen Zustand durch Verleihung des Purpurs an einen deutschen Erzbischof beseitigen wird. Man hebt bei diesem Anlasse hervor, daß die deutschen Katholiken, die in der Politik der Kirche eine Rolle ersten Ranges spielen und eine überaus eifrige Tätigkeit entwickeln, hinsichtlich der Vertretung im Kardinalskollegium am ungünstigsten gestellt sind. Während es gegenwärtig bloß einen Kardinal deutscher Nationalität gibt, haben Frankreich sieben, Spanien fünf, Oesterreich-Ungarn sechs, die Vereinigten Staaten drei Kardinäle. Dies sei eine Anomalie, die sich unter Umständen in einer für die deutschen Katholiken sehr nachteiligen Weise fühlbar machen kann.

Eine russische Fürstin im Verdacht des Mädchenhandels. Ein peinliches Abenteuer hatte unlängst eine russische Fürstin auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin zu bestehen. Vor der Abfahrt des Hannoverschen Zuges ging dort die russische Fürstin G. in Begleitung eines hübschen jungen Mädchens auf dem Bahnsteig auf und ab. Sie hatte ihre Koffer bereits im Zug unterbringen lassen und wollte gerade den Zug besteigen, als sie von Bahnbeamten daran gehindert und der Bahnhofspolizei übergeben wurde. Es hatte sich unterdessen auf dem Bahnhof eine große Menschenmenge angesammelt, die gegen die Dame eine drohende Haltung einnahm und sie beschuldigte, eine Mädchenhändlerin zu sein. Die Dame wurde auf die Bahnhofswache gebracht, wo sich dann herausstellte, daß die Bahnbeamten von einigen Passagieren auf die elegant gekleidete, ausländisch aussehende Dame aufmerksam gemacht worden waren. Man wies darauf hin, daß es sich offenbar um eine Mädchenhändlerin handle, die das junge Mädchen in ihrer Begleitung ins Ausland entführen wolle. Die Verdächtigte gab auf der Bahnhofswache an, daß sie die russische Fürstin G. sei, in Paris wohne und auf der Reise von Rußland nach Frankreich in Berlin einige Tage Aufenthalt genommen habe. Auf Empfehlung einer ihr bekannten Dame habe sie das junge Mädchen, das sich in ihrer Begleitung befand, als Zofe engagiert. Da die Beamten der Bahnhofspolizei anfangs den Angaben der Fürstin nicht trauten, so wurde vom Polizeipräsidium aus telephonisch angeordnet, daß die angebliche Mädchenhändlerin nach dem Alexanderplatz transportiert werde. Dies wurde der Fürstin aber doch erspart, nachdem durch einwandfreie Personen, die telephonisch herbeigerufen wurden, die Identität der Fürstin festgestellt worden war. Erst mit dem Nachtzug konnte dann die Dame die Reise nach Paris antreten.

Der Brillantring im Seeschlamm. Ein seltener Fund ist im Lehnitzsee gemacht worden, wo gegenwärtig in der Nähe des Seebades Baggerungsarbeiten ausgeführt werden. In einer zutage beförderten Schlammasse entdeckte der am Bagger beschäftigte Arbeiter einen glitzernden Gegenstand, der sich als ein großer, in einen goldenen Ring gefaßter Brillant herausstellte. Der Arbeiter machte sofort seinem Vorgesetzten und der zuständigen Polizeibehörde von dem Funde Mitteilung. Die Nachricht drang auch bis zu dem Apothekenbesitzer Herrfarth in Spandau, der vor etwa zehn Jahren beim Baden im Lehnitzsee einen Brillantring im Werte von etwa 1400 Mark verloren hatte. Obwohl damals ein Taucher nach dem Ringe suchte, wurde dieser nicht gefunden. Herr Herrfarth glaubt in dem jetzt auf so eigenartige Weise entdeckten Brillantringe sein Eigentum wiederzuerkennen und hat die nötigen Schritte zum Nachweise seines Besitzrechtes bereits eingeleitet.

In einer Felsenspalte verhungert sind die am 25. Dezember v. Js. auf dem Hochkönig im Salzkammergut verunglückten Skifahrer Bargezi und Leinberger, deren Leichen jetzt gefunden worden sind. Angesichts des Hungertodes hat Leinberger noch eine Karte, Bargezi einen vier Seiten langen Brief geschrieben, worin es heißt: Leinberger kann nicht mehr weiterschreiben, weil seine Hände erfroren sind. In dieser furchtbaren Lage wollten sich die beiden die Pulsadern durchschneiden, um ihren Tod schneller herbeizuführen, es fehlte ihnen aber bereits die Kraft dazu.

Das Problem der unverheirateten Frau. Nach einem kürzlich veröffentlichten Blaubuch bestand die Bevölkerung von England und Wales am 2. April 1911 aus 18.624.884 weiblichen und 17.445.608 männlichen Mitgliedern. Sonach ergibt sich ein Ueberschuß von 1.779.608 Frauen, die nicht mehr hoffen können, sich zu verheiraten. Es kommen 1068 Frauen auf 1000 Männer. Wenn die Zahl der unverheirateten Männer in England von Jahr zu Jahr zunimmt, so ist das hauptsächlich der Abgeschmacktheit der Frauen zuzuschreiben, vor der sich der Mann fürchtet. Nach in London eingelaufenen amerikanischen Telegrammen beschäftigt sich die Geistlichkeit der großen amerikanischen Republik

gerade jetzt sehr stark mit der Frage der unverheirateten Frauen. Ein sehr bekannter Prediger namens Huffner in Colorado, ein zweiter Abraham A. Santa Clara, erklärt, daß alle alten Jungfern als unbrauchbares Material auf einer oder mehreren Inseln abgeladen werden sollten.

Eine Expedition nach dem Kaukasus. Aus Zürich wird gemeldet: Kürzlich hat eine 35 Mann starke schweizerische Expedition unter der tung des Professors Doktor Ricklis, des Konservators der botanischen Sammlungen an der Technischen Hochschule, Zürich verlassen zu einer zweimonatlichen naturwissenschaftlichen Studienreise nach den Kaukasusländern und Hocharmenien. Botaniker, Geologen, Zoologen, Geographen und Entomologen gehören ihr an, darunter verschiedene bekannte Gelehrte, wie Geheimrat Professor Dr. Engler, Direktor des botanischen Gartens in Berlin; Professor Dr. Egger, Direktor der Basler Poliklinik; Geheimrat Professor Dr. Georg Klebs, Direktor des botanischen Instituts, Heidelberg; der bekannte Zoologe Doktor Konrad Keller in Zürich; Professor Dr. Th. Stopf aus Amsterdam; Privatdozent Dr. Th. Erismann aus Straßburg und Privatdozent Dr. W. Bally aus Bonn. Die Expedition besteht aus 22 Schweizern, 10 Deutschen, 1 Holländer, 1 Schweden und 1 Armenierin, einer sprachkundigen Dame aus Baku, die kürzlich in Zürich promoviert wurde.

Ein eigenartiges Testament, an dem die Stadt Reichenbach interessiert ist, wurde in der Stadtverordnetenversammlung erörtert. Wie Stadtverordnetenvorsteher Rechtsanwalt Zimmermann mann mitteilte, hatte ein nunmehr verstorbenes Fräulein Therese Großmann in Berlin vor längerer Zeit testamentarisch verfügt, daß von ihrem Vermögen 50.000 Mark der Stadt Reichenbach zufallen, und daß deren Zinsen zur Unterstützung bedürftiger Weberfamilien Verwendung finden sollen. In dem Testamente waren noch weitere Legate an Verwandte festgesetzt. Vor drei Jahren hatte sich jedoch Fräulein Großmann anders besonnen, indem sie das erste Testament umstieß und damit die Stadt Reichenbach wieder enterbte. Das neue Testament ist jedoch in seiner Fassung kaum glaublich. Die Erblasserin bestimmt darin, daß nach ihrem Tode ihre Leiche „drei Tage offen abgekühlt" werden soll. Alsdann müsse ihr Leichnam an den Papst nach Rom übersandt und dort dem „päpstlichen Reichsgericht" überwiesen werden. Den Leichentransport aber solle ein Käfig mit Tauben begleiten. Das Testament enthält noch weitere Narrheiten, und es ist sonderbar, daß es in dieser Fassung, die an der Unzurechnungsfähigkeit der Erblasserin keinen Zweifel läßt, von einem Notar aufgenomemn wurde, wie es tatsächlich der Fall ist. Man ist hier der Meinung, daß das Testament umgestoßen und das erste Testament als zu Recht bestehend angesehen werden wird.

Furchtbare Familientragödie im Zentrum Berlins. Zum Schauplatz einer schrecklichen Familientragödie ist kürzlich das alte, kleine Häuschen Neue Friedrichstraße 100 im Zentrum Berlins geworden. In der achten Abendstunde fand man in der Wohnung im zweiten Stock den 43 Jahre alten Tischler Andreas Müller, seine um zwei Jahre ältere Frau und seinen elf Jahre alten Sohn Karl als Leichen auf. Der Knabe lag erdrosselt am Boden, seine Mutter hing an einem Bettpfosten und der Vater hatte sich an einer Tür aufgeknüpft. Die Totenstarre war bei allen drei Personen schon vor mehreren Stunden eingetreten. Die Familie Müller wohnte seit etwa anderthalb Jahren im Hause Neue Friedrichstraße 100. Der Mann war in einer Fabrik beschäftigt, mußte aber oft feiern, da er von einem schweren Lungenleiden befallen war. Das Familienleben wurde in letzter Zeit noch dadurch getrübt, daß der elf Jahre alte Sohn sich bei einem Unfall einen Leistenbruch zuzog, und dadurch gleichfalls auf das Krankenlager geworfen wurde. Vor kurzem mußte sich der Knabe einer Operation unterziehen. Um den nötigen Lebensunterhalt zu beschaffen, nahm die Frau bei einer Milchhandlung eine Stellung als Milchausträgerin an. Während Frau Müller stets pünktlich in dem Geschäft erschien, blieb sie eines Tages plötzlich fern. Der Milchhändler schickte einen Mann nach der Wohnung der Frau, um nachzuforschen, warum sie nicht gekommen sei. Der Mann begehrte vergeblich Einlaß in die Müllersche Wohnung und kehrte schließlich unverrichteter Sache zurück. Als die Frau auch am Abend nicht in dem Milchgeschäft erschien, schickte der Milchhändler nochmals nach der Neuen Friedrichstraße 100. Auch diesmal wurde nicht geöffnet, so daß man Verdacht schöpfte. Hausbewohner riefen die Revierpolizei herbei, die die Wohnung durch einen Schlosser öffnen ließ. Die Eintretenden mußten dann die entsetzliche Entdeckung machen, daß sich in den Räumen eine Familientragödie abgespielt hatte. Vater, Mutter und Sohn hatten Sonntagskleidung angelegt. Nach dem Befund hat vermutlich der Vater zunächst den Sohn erdrosselt, dann seine Frau am Bettpfosten erhängt und schließlich sich selbst durch Aufhängen getötet. Das Motiv der Tragödie ist anscheinend in der Krankheit des Mannes und des Sohnes zu suchen. Die drei Leichen wurden nach Aufnahme des Tatbestandes durch die Revierpolizei in der zehnten Abendstunde nach dem Schauhaus transportiert.

Unpfändbarkeit des kleinen Grundbesitzers in Aegypten. Auf Vorschlag der ägyptischen Regierung wurde ein Gesetz erlassen, das den kleinen ägyptischen Bauer schützen soll, der heute vielfach durch übermäßigen Wucher ausgesogen wird. Es bestimmt, daß fortan der Grundbesitz unter 5 Feddans, d. h. unter 2ha. unpfändbar sein soll. Das Gesetz, das die Erhaltung des kleinen Grundbesitzes bezweckt, hat in Aegypten heftigen Widerspruch hervorgerufen, weil man annimmt, daß der Bauer dadurch mehr geschädigt als unterstützt wird. Auch die in Aegypten ansässigen Deutschen haben dagegen Stellung genommen. Auf dem deutschen Konsulat in Alexandrien fand eine Versammlung statt, worin beschlossen wurde, den deutschen Reichskanzler zu ersuchen, diplomatische Schritte dahin zu tun, daß das Gesetz nicht sofort in Kraft trete, sondern erst allmählich alle fünf Jahre ein einziger Feddan unpfändbar werde, so daß alsdann im Lauf von 25 Jahren der ägyptische Bauer und der Geldgeber in Ruhe die nötigen geldlichen Maßregeln treffen können. Falls das Gesetz sofort in Kraft tritt, gerät der kleine, in der Regel stark überschuldete Bauer insofern in Bedrängnis, als ihm sofort der ganze Kredit abgeschnitten wird. Der kleine Bauer, d. h. der Bauer, der weniger als 2ha. Land besitzt, lebt heute hauptsächlich von dem Kredit, den er von den Geldgebern zu sehr hohen Zinsen erhält, wogegen er seine Ländereien hypothekarisch verpfändet. Wenn diese hypothekarische Sicherheit fortan wegfällt, fällt natürlich auch der Kredit weg. Diesem Uebel würde allerdings durch Gründung landwirtschaftlicher Genossenschaftsbanken abgeholfen werden können. Auf Veranlassung von Lord Cromer wurde seinerzeit die Agricultural Bank of Egypt gegründet, die den Bauern zu niedrigen Sätzen Geld leihen sollte, doch haben sich die Hoffnungen auf diese Bank nicht erfüllt, da viele Förmlichkeiten zu erfüllen sind, bevor man das Geld erhält, und da außerdem die Bank bei Nichtzahlung des Hypothekendarlehens bei Verfallzeit mit der Veräußerung des

Grundstücks sehr streng vorgeht. Uebrigens haben auch sämtliche fremden Handelskammern in Aegypten gegen das Gesetz Stellung genommen und wollen ihren diplomatischen Vertreter ersuchen, bei der ägyptischen Regierung dahin vorstellig zu werden, daß das Gesetz einstweilen nicht in Kraft tritt.

Die Luftschiffahrt steht nicht still, das beweist der Fortschritt der Zeppelinluftschiffe seit der Katastrophe von Echterdingen, das erhellt auch aus der Tatsache, daß an den diesjährigen deutschen Kaisermanövern nicht weniger als 40 Flugmaschinen teilnehmen sollen. Nun tritt der deutsche Ingenieur Boerner in Brüssel mit einem Luftschiffprojekt vor die Oeffentlichkeit, das von einer Reihe führender Männer im Luftschiffahrtswesen unterstützt wird und zu dessen Ausführung demnächst eine Aktiengesellschaft gegründet werden soll. Das Boernersche Luftschiff soll eine Länge von 240 Metern und eine Breite von 25 Metern haben. Außer 57 Gasbehältern sind noch Ballonetts für Stickstoff, Wasserstoff und atmosphärische Luft vorgesehen. Boerner will sein Luftschiff mit nicht weniger als 34 Motoren ausstatten, die zusammen 6500 Pferdekräfte entwickeln und 272 Luftschrauben treiben. Der Ballon ist für 300 bis 600 Passagiere berechnet und wird eine Eigengeschwindigkeit von 120 km pro Stunde haben. Für 300 Personen sind Schlafkabinen, sowie ein Speisesaal und ein Promenadendeck vorhanden. Jedenfalls ist das Projekt sehr phantastisch, und es ist sehr fraglich, ob sich die nötigen Geldleute für die Ausführung des Projekts finden lassen werden.

Eine Treibjagd auf einen Wolf gab es in der neumärkischen Oberförsterei Steinbusch; es gelang nicht, des Tieres, das drei Hirsche getötet und angefressen hatte, habhaft zu werden. Wie der Wolf in die neumärkischen Wälder gekommen ist, konnte nicht festgestellt werden.

Das Erdbeben im Dardanellengebiet, das fast sämtliche Ortschaften an der Küste des Marmarameeres dem Erdboden gleichgemacht hat, macht sich immerfort durch Erdstöße bemerkbar, wie das s. Zt. auch bei dem Erdbeben in San Franzisko in die Erscheinung trat. Obwohl diese Erdbewegungen keinen großen Schaden mehr anrichten, so rufen sie doch in der schwer heimgesuchten Bevölkerung große Beunruhigung hervor. Infolge der großen Zahl von 50.000 Obdachlosen ist die seitens der Regierung entsandte Hilfe unzureichend, so daß eine Hungersnot im Erdbebengebiet ausgebrochen ist. Außerdem befürchtet man den Ausbruch von Epidemien, da zahlreiche Leichen noch nicht geborgen und beerdigt werden konnten. Augenzeugen der Katastrophe berichten, daß die Gebirge zwischen Chano und Chora zusammenstürzten. In Rodosto sind infolge eines erneuten Erdstoßes zwanzig Häuser und sechs Kaufläden eingestürzt.

Ein deutsches Museum in China. In nächster Zeit wird in Tsinanfu in Verbindung mit der deutschen Schule ein deutsches Kultur-, Handels- und Industriemuseum eröffnet werden, das ein Bild von der Leistungsfähigkeit des deutschen Gewerbefleißes geben soll. Namhafte Firmen haben sich um die Ausstattung des Museums verdient gemacht. Man erhofft viel Segen von diesem Museum für den deutschen Ausfuhrhandel, da der Chinese nicht durch Worte, sondern durch Augenschein von der Güte der Waren zu überzeugen ist.

Ein Karlsbader Kurgast auf dem Tennisplatz bestohlen. Einem russischen Kurgast wurde auf dem Tennisplatz in Karlsbad von einem Unbekannten die Handtasche mit Bankanweisungen von 400.000 Rubel und 200.000 Rubel in bar gestohlen.

400.000 Mark für die Weltmeisterschaftsboxkämpfe sind in Amerika ausgeschrieben worden; davon entfallen allein 200.000 Mark auf die Schwergewichtsboxer. Daraus ersieht man, welch große Rolle der Boxkampf im amerikanischen Sportsleben spielt. Daß er zur Veredelung der Sitten wenig beiträgt, haben die zahlreichen schweren, ja tötlichen Unfälle, die sich dies- und jenseits des großen Teiches bei den Boxkämpfen ereignet haben, gezeigt.

Zusammenstoß mit einem Eisberg. Der Untergang der „Titanic“ infolge des Zusammenstosses mit einem Eisberge scheint mit seiner furchtbaren Tragik noch nicht den nötigen Eindruck auf die englischen Schiffahrtsgesellschaften gemacht zu haben, der sie zu größerer Vorsicht anhalten sollte. Schon wieder ist über den Zusammenstoß eines englischen Dampfers mit einem Eisberg zu berichten. Der Dampfer „Corsican“ ist mit einem Eisberg zusammengestoßen. Die Beschädigungen sollen sehr ernster Natur sein. Die Dampfer „Lake Champlain“ und „Scandinavia“ sind sofort zur Hilfeleistung abgegangen. Man glaubt, daß sie imstande sein werden, die zweihundert Fahrgäste, die sich auf der Fahrt von Montreal nach Liverpool befanden, zu übernehmen. Die „Corsican“ ist ein Schiff von 11.430 Tonnen, gehört der Allan Line Shipping Company in Liverpool und ist im Jahre 1907 von Barkley, Curle und Company in Glasgow gebaut worden. Das Schiff wird von Kapitän Outram kommandiert.

Mit Benzin übergossen und verbrannt. Ein Dummerjungenstreich von unerhörter Grausamkeit hat in einem französischen Dorf ein tragisches Ende genommen. Nichtsnutzige Burschen hatten im Dorfe Aires bei Beziers zu ihrem Zeitvertreib einen Hund mit Benzin begossen und angezündet. Das Tier lief heulend davon und drängte sich an ein sechsjähriges Mädchen, dessen Kleider sofort Feuer fingen. Kind und Hund liefen wie zwei lebende Fakkeln die Dorfstraße entlang und brachen bald völlig verkohlt zusammen. Die Urheber dieses Bubenstreiches wurden verhaftet.

Das Massengrab der verunglückten Bergleute der Zeche „Lothringen“ in Gerthe bei Bochum ist geschlossen, die 100.000 Menschen, die der erschütternden Trauerfeier an dem traurigen Augustnachmittag beiwohnten, haben sich wieder zerstreut und auf der Zeche „Lothringen“ geht die Förderung der „schwarzen Diamanten“ ihren gewohnten Gang, aber in den Straßen Gerthes und in der Zechenkolonie erinnern die zahlreichen Frauen in Trauerkleidern noch an das furchtbare Unglück. Wie stets bei größeren Katastrophen wurden auch diesmal wieder einige Mißklänge in die allgemeine Trauer und das tiefe Leid gebracht, indem sozialdemokratische Blätter die so schwer betroffenen Familien zu verhetzen suchten, auch verschiedene Kranzschleifen hatten konfisziert werden müssen. Selbstverständlich wird die Untersuchung über die Ursachen der Katastrophe bis ins kleinste geführt und später darüber Bericht im preußischen Abgeordnetenhaus erstattet werden.

Große Hungersnot infolge des Erdbebens. Aus Konstantinopel wird gemeldet: Unter der vom Erdbeben heimgesuchten Bevölkerung ist eine große Hungersnot ausgebrochen. Die entsandten Hilfeleistungen sind unzureichend. Es hat sich ein Hilfskomitee gebildet. Das griechische Patriarchat wird von der Regierung die Verhängung des Belagerungszustandes und die Entsendung von ausreichenden Truppen verlangen.

Fluchtversuch eines englischen Offiziers aus der Fremdenlegion. Durch Hoffnungen auf ein günstiges Avancement verleitet, hatte

sich vor kurzem Leutnant Renald Brodie von den schottischen Rifles in Tunis, wo er sich urlaubsweise aufhielt, als einfacher Soldat zur Fremdenlegion anwerben lassen. Durch die tatsächlichen Verhältnisse jedoch sehr ernüchtert, suchte er nach wenigen Tagen sein neues Verhältnis gewaltsam zu lösen, indem er per Auto plötzlich nach der kleinen Hafenstadt Arzew verschwand. Er hoffte, von dort als Zivilist unbemerkt nach seiner Heimat zu entkommen, um noch vor Ablauf seines Urlaubs sein früheres Regiment wieder zu erreichen. Er wurde jedoch am Landungsplatz festgenommen und per Schub in seine Garnison zurückgebracht, wo er wegen unerlaubter Entfernung von der Militärbehörde zur Rechenschaft gezogen werden wird.

Ein verheerender Brand brach in der alten polnischen Residenzstadt Plazk aus. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine furchtbare Panik. Innerhalb weniger Stunden waren vierzehn Stadtteile fast völlig vernichtet. Mehrere tausend Personen sind obdachlos. Hunderte von Häusern sind eingeäschert.

Ein Mammutzahn bei Pforzheim gefunden. Bei Erdarbeiten für ein Wasserreservoir wurde in dem Dorfe Eutingen bei Pforzheim in 2 Meter Tiefe ein Mammutzahn von 2 Meter 35 Zentimeter Länge und 18 Zentimeter Breite gefunden. Als man den Zahn mit allen Vorsichtsmaßregeln und unter fachmännischer Leitung heben wollte, zerfiel er. Der Zahn ist der dritte Fund in der Nähe von Pforzheim; der erste wurde vor 40 Jahren gefunden, der zweite vor vier Jahren. Beide waren noch gut erhalten.

Unterschlagungen eines galizischen Bankdirektors. Aus Kalusz ist der dortige Bankdirektor Spindel unter Hinterlassung von Passiven in Höhe von 1.200.000 Kronen flüchtig geworden. Ueber Spindels Vermögen war vor einiger Zeit der Konkurs verhängt worden. Er hat, wie sich inzwischen herausgestellt hat, Spareinlagen in der Höhe von 400.000 Kronen der Bank, der er als Präsident vorstand, entnommen.

Das erste Zeppelinluftschiff für die deutsche Marine. Die kaiserliche deutsche Marine erhält zum 1. Oktober ihr erstes Zeppelin-Luftschiff. Dieses wird seitens des Reichsmarineamts in der großen Ballonhalle auf dem Flugplatz Johannisthal stationiert. Das Schiff bleibt bis auf weiteres dort. Das Reichsmarineamt hat die große Ballonhalle zu diesem Zweck gemietet.

Eine Bark mit 19 Personen untergegangen. Die norwegische Bark „Inga", von Mandal in Norwegen nach Südamerika unterwegs, ist mit ihrer ganzen Besatzung in Stärke von 19 Personen untergegangen. Unter den Toten befinden sich auch der Kapitän und seine beiden erwachsenen Kinder.

Blutiges Drama in einem englischen Seebade. Im Seebad Eastbourne erschoß der Hauptmann a. D. Hicka Murray seine beiden kleinen Kinder, eine fremde erwachsene Person und ein fremdes Kind. Darauf verwundete er seine Gattin schwer und zündete das Haus, das er soeben erst zum Sommeraufenthalt bezogen hatte, an. Unter den Trümmern des Hauses wurden die Leichen gefunden. Der Hauptmann beging Selbstmord.

Gegen die meuternden russischen Pioniere in Taschkent, die sich durch einen Aufruhr kürzere Dienstzeit und bessere Verpflegung verschaffen wollten, ist das Urteil gesprochen worden und zwar wurden fünfzehn Angeklagte zum Tode durch den Strang, 112 zu Zwangsarbeit, 79 zu Zuchthaus und 15 zur Einreihung in ein Disziplinarbataillon verurteilt. Sieben Angeklagte wurden freigesprochen. Infolge der Enthüllungen, die der Prozeß gebracht hat, ist im ganzen Militärbezirk Turkestan eine Revision der einzelnen Regimenter angeordnet worden. Die revolutionäre Bewegung hat mehrere Regimenter ergriffen.

Aus China. Die kriegsgerichtliche Hinrichtung der südchinesischen Generale auf Veranlassung des Präsidenten der Republik China Yuanschikai hält die Gemüter noch fortgesetzt in Erregung. Die Forderung der Volksvertretung, vor ihr zu erscheinen und die Hinrichtung zu rechtfertigen, hat Yuanschikai zwar unerfüllt gelassen, ohne daß bisher der angekündigte Konflikt eingetreten wäre; dagegen verschärft sich infolge des Vorganges die zwischen dem Süden und Norden bestehende Spannung immer mehr. Die südchinesischen Republikaner erklären, Yuanschikai strebe nach der Diktatur und habe sich der gut republikanischen Generale durch einen Justizmord entledigt. Lebhafte Sorge herrscht um das Leben des Vaters der Republik Dr. Sunyatsen, der ungeachtet aller Warnungen und zahlreicher Todesandrohungen von Kanton nach Peking reiste, um sich dort Klarheit über die Hinrichtung der südchinesischen Generale zu verschaffen. — In Lhassa, der Hauptstadt Tibets, wurde der Frieden zwischen dem Dalai Lama und den Chinesen geschlossen. Alle chinesischen Truppen, mit Ausnahme der üblichen Wachen, sollen Tibet auf dem Wege über Indien verlassen. Ihre Waffen und Munition bleiben, nachdem sie von beiden Seiten versiegelt worden sind, in Lhassa. Die chinesischen Händler bleiben in Tibet.

Eine Hitzwelle in Petersburg. Während in ganz Westeuropa eine kühle Witterung herrscht, haben die Einwohner von Petersburg, wie gemeldet wird, unter einer dort noch nie beobachteten Hitze zu leiden. Von allen Seiten werden Waldbrände gemeldet, die auf Dörfer, Torfmoore, Holzlager und selbst Eisenbahnschwellen übergriffen.

Soldatenlos im Kriege.

Etwas für die Kriegsenthusiasten.

Kürzlich traf ich einen polnischen Offizier, einen Hauptmann, der seinerzeit verwundet aus der Mandschurei zurückgekehrt war. Er erzählte mir von dem schändlichen, abscheulichen Krieg im Osten, erzählte mir Vorkommnisse, die mein Blut erstarren und meine Haare sich sträuben ließen; Vorgänge, welche kaum die wahnsinnigste Einbildung auszudenken vermag, die selbst in einem Traumreich nächtlicher Gespenster Furcht und Schrecken hervorrufen würden.

Die Schilderung, die hier folgt, will ich den Soldaten aller Länder der Welt widmen, und ich will sie fragen, ob sie noch nicht genug, nicht mehr als genug haben vom Morden und vom Ermordetwerden . . .

Ich überlasse das Wort nun dem Hauptmann.

„Es war eines Abends nach einem Zuge, welcher, wie gewöhnlich, für uns unglücklich ausgefallen war. Wir waren im Feldlager angekommen; unsere Augen blickten düster, unsere Herzen klopften traurig, unsere Körper waren erschöpft. Es gab nichts zu essen, keine einzige Ambulanze war vorhanden, kein Stückchen Holz zu einem Feuer — nichts — nichts. Dabei war es grimmig kalt, 10 Grad unter Null; der eisige Wind ließ die Haut aufspringen und das Blut in den Adern stocken. Still zu stehen, sich niederzulegen, sich dem Schlaf zu überlassen, das war gleichbedeutend mit dem sicheren Tod.

Und wie viele starben in jener Nacht! — Versuchen Sie, sich solch ein abstoßendes Bild einmal vorzustellen. — Zehntausend Mann aufeinander gepackt, — zehntausend Mann in einem tötlichen Still-

schweigen — zehntausend Mann und kein anderes Geräusch als das Stampfen der Füße auf dem gefrorenen Boden — zehntausend Mann und kein Ton einer einzigen Stimme, eines einzigen Seufzers! — — —

Nachzügler, die ins Lager kommen, erzählten uns, daß sie beim Ueberschreiten des Schlachtfeldes Stimmen gehört hatten, die von rechts, von links, von vorne, von hinten, von überall, von überall kamen! — Hilferufe, jammervolle Klagen, verzweifeltes Geschrei, wahnsinniges Geheul, — die Verwundeten sicher, die armen Verwundeten, die zurückgeblieben waren in der Finsternis.

Sie erzählten, daß sie oftmals über Körper von noch Lebenden gestrauchelt waren, aber sie hatten nichts, um sie mitzunehmen und mußten sie deshalb dort lassen. — Und wozu würde es gedient haben, die Verwundeten mitzubringen? Wozu? Was hätte es nützen können?

Ich aber rief: „Wir müssen die Verwundeten holen, wir dürfen sie dort nicht elend umkommen lassen! Wer geht mit?“ — Keine Antwort.

Ich wandte mich an den Oberst, er kehrte mir den Rücken. Ich ging zum General, — er lief fort, ohne ein Wort zu sagen. Ich bat einen Sanitätsoffizier hohen Ranges um Hilfe, — er antwortete: „Und worauf sollen wir sie legen? Wir haben keine Betten, kein Verbandszeug, keine Instrumente, nichts. Ueberlassen wir sie ihrem Schicksal!“ Kein Wort von Schmerz, von Mitleid, selbst kein Zeichen von Angst, von Schreck, von Abscheu! — Nichts als kalte, mürrische Gleichgültigkeit — weil — es Krieg war — weil alle die armen Teufel, General, Oberst und Soldat, wußten, daß morgen die Reihe an sie kommen würde.

Doch nach langem Suchen fand ich einen alten Schubkarren; mit vieler Mühe, nach langem Reden gelang es mir, hundert Mann von der halb erfrorenen, gefühlslosen Menschenmasse loszulösen, sie zu überreden, mir zu folgen. Wir machten uns auf den Weg, — die Dunkelheit war undurchdringlich, — wir steckten unsere Fackeln an. Nachdem wir etwa eine Stunde gegangen waren, konnten wir den Weg schon leichter finden, wenn wir den Rufen der Verwundeten nachgingen, als wenn wir uns auf das flackernde, spukartige Fackellicht verließen, welches der kalte Wind oft zu verlöschen drohte.

Oft stießen wir auf Haufen von Menschen- und Tierleichen, und entsetzt fuhren wir zurück wie scheue Pferde, oft wieder —

Plötzlich wurde ich aufgehalten, festgehalten wie an den Boden geschmiedet. Ich fühlte zwei Hände, welche meine Fußgelenke umklammerten wie eiserne Fesseln, — zwei Hände, die sich wie eiserne Krallen in meine Beine schlugen, darin festhakten, — und einen Mund, der alle seine Zähne in das Leder meiner Schuhe setzte und biß und zerrte und sie zu zerreißen suchte bei einem wütenden Geheul, das mehr dem Bellen eines Hundes glich, als einer menschlichen Stimme.

Auf meinen Hilferuf eilten die Soldaten herbei: sie sahen einen Verwundeten, dessen Beine bei den Schenkeln abgerissen waren, und der sich zu meinen Füßen wand und krümmte, wie ein ungeheuerlicher menschlicher Wurm. Die Soldaten konnten den Mann nicht anders von mir losbekommen wie durch Schläge und Stöße mit ihren Gewehrkolben auf den Schädel des Unglücklichen. Ich verbrachte eine Minute, deren Erlebnisse ich nie in Worte kleiden, nie all das Entsetzliche, all das Grauenhafte wiedergeben kann, was meine Augen in jener furchtbaren Nacht schauten.

Er war sehr bleich geworden; seine Augen blickten starr und weit geöffnet, — starrten so voll Entsetzen, als sähen sie ein abscheuliches Schauspiel.

Einige Augenblicke schwieg er, dann hob wieder der herzzerreißende Jammer an. Mein Herz stockte, mein Kopf schwindelte, meine Glieder versagten fast den Dienst — nur ein Gedanke, ein Verlangen noch. Oh, zu entkommen den Visionen dieser furchtbaren Nacht. Ich fand noch die Kraft, meine Leute zusammenzurufen — und während von allen Seiten das Rufen und Klagen, das Wimmern und Heulen zu mir aufstieg, rief ich: „Laßt sie nur! Laßt sie nur! Ich kann nicht mehr!“

Wir kehrten zurück, um wieder ins Lager zu gelangen. Aber mit einem Male hörten wir ein Geschrei, ein Brüllen, so wüst, so wild, welches die Verzweiflungsrufe übertönte, die von allen Seiten an unser Ohr schlugen. Ohne selbst zu wollen, wurde ich nach der Seite getrieben, von welcher der furchtbare Lärm kam, und plötzlich sah ich beim flackernden Licht unserer Fackeln, — nein, es war kein Fieberwahn, kein Wahnsinn, — ich sah zehn, — zwanzig, — hundert, — zweihundert Männer, nackt, tanzend, lachend, schreiend, gellend. — Ja nackt — nackt bei 15 Grad Frost! — Arme nackte Körper, mit blutenden Köpfen, durchbohrter Brust, klaffenden Wunden, tiefen Spalten, bedeckt mit schwarzem, geronnenem Blut. Sie krochen über den Boden und sprangen dann wieder auf bloßen blutenden Füßen im Kreise umher. Einige unter ihnen trugen Revolver und Säbel, die sie schreiend schwangen.

Sie sahen uns, die ihnen Hilfe bringen wollten, aber sie erkannten uns nicht; sie kamen auf uns zu und riefen: „Zurück, zurück! Weg, weg!“ — Sie waren wahnsinnig!“

Wieder schwieg der Erzähler und starrte vor sich hin. Dann wiederholte er leise:

„Sie waren wahnsinnig, — wahnsinnig! O Gott, o Gott, was war das für ein unmenschliches Schauspiel!“

Und weiter:

„Schüsse knallten, einer der unserigen fiel. Was sollten wir tun?

Was konnten wir tun? — Wir zogen uns zurück. Stundenlang blieben wir in der Nähe, in einigem Abstand von dem Haufen Armer — Elender — Wahnsinniger. Wir hatten unsere Fackeln gelöscht und warteten im Dunkeln.

Zuerst wurde der Tumult noch größer und wilder, immer wilder, dann aber fing er an sich langsam zu vermindern, wurde geringer — immer geringer — und hörte endlich auf. — Die wahnsinnige Erregung war vorüber; die Kälte hatte sie umklammert: am Morgen waren sie tot, — am Morgen waren alle Verwundeten des Schlachtfeldes tot.

Weder bei Tag noch bei Nacht kann ich die Qual dieses abscheulichen, gräßlichen Nachtbildes loswerden — immer, immer das blutende Stück Menschenfleisch, wie es an meinen Füßen beißt. — Und immer, immer die Wahnsinnigen, — die armen Verrückten, nackt, verstümmelt und blutend in der schwarzen Nacht: — Sie wissen nicht — aber sehen Sie, ich denke manchmal, daß ich selbst wahnsinnig werde, daß ich es schon bin! — O wäre ich doch lieber dort gestorben!“ —

— — — — — — — — — —

Und derselbe Zar, der die Soldaten in solch entsetzlicher Weise in der Mandschurei hinmorden ließ, befahl den Soldaten auch, in den Straßen von St. Petersburg, von Moskau, von Wilna, von Riga, von allen Städten, in denen der Aufstand ausbrach, auf das Volk zu schießen.

Octave Mirbeau.

———

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(1. Fortsetzung.)

War Anna Pawlowna bei besonders guter Laune, so befahl sie, daß der Lehrer Wera eine Frage vorlegen sollte. Zitternd vor Erregung, stand diese auf und sagte mit stockendem Atem, aber heiligem Ernst, als ob es sich um Tod und Leben handle, was sie von der Sache wußte. Gewöhnlich lachte Anna Pawlowna hell auf, worauf dann der ganze Hofstaat mitlachte, und gewöhnlich fand der Lehrer im geheimen, daß Weras Antwort durchaus nicht lächerlich sei.

Jede dieser Stunden bildete in Weras Leben ein Ereignis. Wurde sie einmal nicht durch das Bewußtsein ihrer Unwissenheit beschämt und gänzlich entmutigt, so schwelgte sie in der Empfindung, etwas gelernt zu haben. Mit geröteten Wangen und strahlenden Augen suchte sie sogleich ihren Freund Sascha auf, dem sie von jedem Wort strenge Rechenschaft ablegte. Sie konnte dann ganz bredt sein und von einer Zukunft schwärmen, wo Sascha — an sich dachte sie niemals — lernen würde, viel, viel lernen! Der gute, träge Junge fuhr jedesmal tief aufseufzend mit beiden mächtigen Händen über sein breites Gesicht und durch sein struppiges Haar. Seine Einbildungskraft konnte sich wohl bis zu den unglaublichsten Geschichten, den wunderbarsten Märchen versteigen; aber niemals in eine Region, in welcher der Sohn eines russischen Bauern Geschichte und Geographie lernte. Wera jedoch teilte fortan die Menschen nicht mehr ein in Herren und Leibeigene, in Geschlagene und Schlagende, Betrunkene und Nichtbetrunkene, sondern in Leute, die vieles, und solche, die nichts wußten.

Als Kind waren ihr von Saschas guter, aber durch Mangel und Fronarbeit halb blödsinniger Mutter einige Gebete gelehrt worden, mit der Weisung, daß man, wenn man dieselben unablässig, recht eifrig hersage, von den guten Heiligen alles, um was man bete, geschenkt erhielt. Also betete die kleine Wera eifrig, daß Saschas Vater aus den Bergwerken zurückkommen, daß keiner mehr betrunken sein möge, keiner mehr geschlagen würde und daß die Kinder von ihren Müttern gewaschen und gekämmt würden. Jeden Abend freute sich das Kind: morgen kommt Saschas lieber Vater zurück, morgen wird die garstige Knute verbrannt und der böse Branntwein in den Fluß geschüttet, morgen sind alle Kinder gewaschen und gekämmt — morgen! Doch keines dieser Wunder wollte sich in Eskowo zutragen, und Saschas Vater starb in den Bergwerken. Da bekamen Weras Augen allmählich jenen schwermütigen Ausdruck, der sich von nun an selten veränderte.

Gar zu gern hätte sie, nachdem sie das menschliche Spielzeug Anna Pawlownas geworden, morgens und abends eifrig, eifrig gebetet, daß die Heiligen die Leute recht viel lernen lassen möchten; sie war jedoch gegen den guten Willen der Himmlischen etwas mißtrauisch geworden.

Da geschah in Eskowo das Unerhörte: auch Anna Pawlownas Vater gab seine Bauern frei. Die toten Seelen sollten auferstehen.

Auf der Dorfstraße umarmte und küßte sich jung und alt. Es war wie zu Ostern. Acht Tage lang war in Eskowo alles betrunken, auch die Frauen — selbst die Kinder. Der Pope und der Starost lagen beide wie im Starrkrampf. Auch in den nächsten

Pianos Blüthner
das beste deutsche Fabrikat
Alleinvertretung für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

sogar im nüchternen Zustande vor; die Männer prü- Wochen war es kaum besser. Prügeleien kamen jetzt gelten ihre Frauen und umgekehrt; sie waren ja frei! Das währte so eine Zeitlang; dann gab es hundert Werst im Umkreise keinen Branntwein mehr, dann bekam man die Freiheit überdrüssig. Viele begannen zu murren. Noch einige Zeit später und die „freien" Seelen von Eskowo schickten mitten im Winter eine Deputation nach Moskau zu ihrem Herrn: „Das Väterchen möchte doch so gnädig sein, alles beim alten zu lassen." Niedergeschlagen kehrten die Leute wieder zurück: „Es sollte in Rußland alles neu werden." Dagegen war nichts zu machen. In Eskowo fing man an, die neue Zeit zu hassen.

So blieben denn die freien Seelen in Gottes Namen frei, ein Begriff, der ihnen in Gottes Namen dunkel blieb.

Wera glich einer Verzückten. Sie war neunzehn Jahre alt, groß und schön. Und auch glücklich. Durch die Welt und ihre Seele zog es wie Frühlingshauch, wie der göttliche Odem einer geistigen Auferstehung. Hand in Hand mit Sascha ging sie hinaus auf die Steppe, durch deren Blumenfelder der vom Eise befreite Strom mit ungestümen gelben Fluten dahinbrauste, die Dämme zerbrechend, über seine Ufer tosend, weit ins Land hinein. Zum erstenmal empfand Wera die furchtbare Größe einer entfesselten Naturgewalt. Doch sie erschrak nicht davor. Es war eine Kraft, furchtbar und zerstörend, aber doch voll mächtigen Lebens. Dieselbe Macht hatte auch in den Seelen der Menschen geschlummert: in der Seele des russischen Volkes. Und jetzt war sie erwacht.

Ihr junges begeistertes Haupt wie eine Seherin erhoben, kündigte sie ihrem Freunde an, daß er fort müsse: nach Moskau und dort lernen, lernen, lernen! Dann zurückkehren und lehren, lehren, lehren! Denn jetzt käme eine neue Zeit, eine Zeit, wo in Rußland den Steinen gepredigt werden müßte: das russische Volk ist frei!

Als die beiden auf der frühlingsgrünen Steppe sich so kinderlich-feierlich besprachen, flossen Himmel und Erde in Abendsonnengluten zusammen.

Und Sascha ging fort, ging, wohin er geschickt wurde, blindlings gehorchend, mit dem vollen Willen, alles zu tun, was man von ihm verlangen würde, aber ohne zu wissen, was er tun sollte. Zugleich mit ihm verließ Eskowo eine andere freie Seele: Wladimir Wassilitsch.

Derselbe war viel jünger als Sascha; eine wahre Lichtgestalt, das strahlende Antlitz von langen, hellen Locken umwallt. Mit seinem Feuergeist und seiner ungebändigten Jugendkraft schien er für die Unstrebsamkeit geschaffen. Seine Gedanken waren so verwegen und zündend wie Flammen, und er hätte damit am liebsten die Welt in Brand gesetzt. Er war heimlich mit Tania verlobt, das einzige Wesen, welches außer dem russischen Volke für ihn existierte. Mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, besaß er ein Genie zum Schwärmer und Fanatiker. Es gab Zeiten, während deren der ganze Mensch eine konzentrierte Idee war: Rußland!

Ueber Sascha herrschte er wie ein Gott, Wera schenkte ihm. Sie wußte auch, daß Tania dem Dämon dieses wunderbaren Menschen rettungslos verfallen sei; für ihren Freund hingegen glaubte sie so wenig fürchten zu müssen, wie für sich selbst.

Nun war Sascha in Moskau. Nur während des ersten Jahres erhielt Wera Briefe von ihm. Sie küßte das Papier mit der unbeholfenen Kinderschrift und bewahrte jedes Schreiben wie ein Heiligtum. Sascha lernte, weiter wußte sie nichts von ihm; es war ihr genug. Dann verstummte er und sie hätte gar nichts mehr von ihm vernommen, wenn nicht Wladimir in seinen Briefen an Tania manchmal des Genossen Erwähnung getan. Doch die Weise, in der das geschah, beunruhigte und demütigte Wera. Sie hörte, daß Sascha noch immer Student war, aber daß das russische Volk nichts von ihm zu hoffen hätte. Also lernte er nicht. Was tat er sonst? Diese angstvolle Frage, auf die sie keine Antwort erhielt, war es, welche sie während der letzten Jahre unaufhörlich beschäftigte und quälte.

Wladimir schickte allerlei Schriften, die seine Braut „vorbereiten" sollten für ihre „Mission" als das Weib eines Sohnes des „neuen" Rußlands. Dem Mädchen wurde tiefer Geheimnis geboten. Zugleich erhielt sie Befehl, alle Hefte, Zeitungen und Flugblätter Wera mitzuteilen: diese sei eine Seele, welche für das „neue" Rußland gewonnen, welche gleichfalls „vorbereitet" werden müßte. Während Tania das Eintreffen jeder neuen Sendung einen wahren Todesschrecken bereitete, geriet Wera jedesmal in ein Fieber von Aufregung und Erwartung. Die kostbaren Schriften an ihren Herzen verborgen, gingen die beiden Mädchen hinaus auf die Steppe, lasen die Blätter und suchten die wilden, wirren Ergüsse zu begreifen. Beide verstanden nichts und glaubten alles; die eine: weil Wladimir alles verstand und glaubte, die andere: weil alles um der Leiden des russischen Volkes willen erdacht und geschrieben worden war. Tania wollte übrigens gar nichts verstehen, sondern nur glauben; Wera dagegen machte es tief unglücklich, daß sie nichts verstand und nur glaubte. Die Schuld lag natürlich lediglich an ihr und ihrer Unwissenheit. Wie erhaben klangen die Reden an das russische Volk, wie gewaltig tönte die Sprache der Empörung über seine Knechtung, wie machtvoll der Aufruf zur Erhebung und Befreiung. Alle Schuld lag an ihr! Sie fühlte sich unwürdig, teilzunehmen an dem großen Werke, das vor sich gehen sollte. Aber es war nicht Glück genug, daß es überhaupt vor sich ging?

Allein trotz ihrer glühenden Hoffnung, trotz ihres unerschütterlichen Glaubens konnte sie nicht verhindern, daß allmählich ihre Augen wieder den alten traurigen Blick annahmen; konnte sie nicht verhindern, daß in Eskowo alles beim alten blieb. Sie vermochte nichts dagegen zu tun. War es doch schon eine Tat zu nennen, wenn sie ihren Vater einen Tag lang vom Trinken abhielt. Im übrigen flickte sie mühselig die Lappen einiger verwahrloster Kinder zusammen, wusch und kämmte sie und machte ihnen begreiflich, daß in Rußland deshalb so lange Winter sei, weil Rußland — so wenig Sonnenschein habe.

Der Herr von Eskowo, von dem sie jetzt wußte, daß er ihr Vater war, starb, Anna Pawlowna wurde Herrin, vermählte sich, lebte in Moskau oder Deutschland, oder Frankreich; und — —

Und Sascha kam noch immer nicht zurück!

Fünftes Kapitel.

Noch immer sangen sie in der Kirche. Plötzlich ward es still. Wera schreckte auf. Sie mußte sich erst auf sich und ihre Umgebung besinnen. So war sie; anstatt nach der Kohlsuppe zu sehen, saß sie und legte die Hände in den Schoß; anstatt etwas zu tun, träumte sie. So machte sie es immer.

Hastig steckte sie die geweihten Kerzen an und setzte sie auf den Festtisch. Die Magd kam aus der Kirche zurück. Diese gute Seele hegte gegen die Wirtschaftlichkeit ihrer Herrin starkes Mißtrauen, und die Furcht vor dem Zugrundegehen der Osterleckerbissen beeinträchtigte ihre Andacht dermaßen, daß sie mitten aus dem Gottesdienst fortlief. Bei dem Anblick der eingekochten Suppe und der angebrannten Gerste stieß sie ein Schmerzensgeheul aus, während Wera wie eine ertappte Verbrecherin daneben stand. Nachdem sich die Magd einigermaßen beruhigt, fiel derselben ein, daß der Krämer von Pokrow ihr in der Kirche einen Brief für ihre Herrin gegeben. Sie zerrte das große Schreiben zerknittert und beschmutzt hervor und begann darauf von neuem zu jammern.

Wera war beim Anblick des Briefes erblaßt, sie zitterte heftig, vor ihren Augen ward es dunkel. Schwankend trat sie zu dem Heiligenschein, öffnete den Brief, hielt ihn zu den Kerzen hinauf.

Sie hatte längst gelesen und stand noch immer regungslos. Sascha kam, am Osterabend wollte er eintreffen: am Osterabend, heute — —

Sie las wieder und wieder, zuletzt halblaut, um die Osterbotschaft auch zu hören.

Endlich war es ihr deutlich geworden. Sie faltete den Brief sorgfältig zusammen, trug ihn in ihre Kammer und verschloß ihn in ihre Truhe. Dann kam sie zurück, besprach in ihrer gewöhnlichen ernsthaften und ruhigen Art mit der Magd einige wirtschaftliche Angelegenheiten, warf ihr Tuch über den Kopf und verließ das Haus.

Dichter Nebel füllte die Dorfgasse. Um die hell erleuchtete Kirche lagerte ein breiter Streifen rötlichen Dunstes. Wera blickte hinüber. Jetzt feierte auch sie ihr Ostern. Und sie grüßte sich selbst mit dem schönen Ostergruße: Glückseliges Auferstehen.

Denn sie wußte es — plötzlich wußte sie es: Nur ihretwillen kam er, um sie zu holen! Und sie würde mit ihm gehen, mit ihm lernen, mit ihm arbeiten, mit ihm etwas nützen, etwas helfen, etwas tun! Bei dem bloßen Gedanken daran war es ihr, als würden ihr Fesseln abgenommen, als strömten glühende Lebensfluten in sie ein, als fielen Hoffnungslosigkeit und Schwäche von ihr ab wie ein Gewand, das sie beiseite warf.

Sie erreichte die Steppe. Ringsum wälzten sich die Dunstwellen, schlugen über ihr zusammen, verschlangen sie. Ihr aber war, als wandle sie auf blumigen Fluren unter einem strahlenden Sternenhimmel.

Auf einmal tauchte es dicht vor ihr auf; riesengroß, eine graue, unheimliche Nebelgestalt. Im nächsten Augenblick war sie bei ihm.

„Sascha? Sascha!"

„Wera!"

Sie standen nebeneinander auf der Landstraße, stumm und regungslos. Das Dunstmeer wälzte sich über die beiden Vereinigten.

Wera drängte ihr Gesicht gegen das des Freundes, um so besser seine Züge zu erspähen. Aber Nacht und Nebel bedeckten Saschas Antlitz wie eine Maske.

Langsam kam die Kibitka herbei. Das Schnaufen der ermatteten Gäule klang in der Lautlosigkeit der nächtlichen Wildnis wie Gestöhn. Unwillkürlich horchten beide darauf. Sie ließen den Schlitten an sich vorüber und standen wiederum lauschend, bis

sie nichts mehr vernahmen. Dann tastete Wera nach Saschas Hand, faßte sie, hielt sie.

„Sechs Jahre warst du fort."

„Sechs Jahre."

Wera fuhr zusammen. Wie müde seine Stimme klang!

Sechs Jahre, dachte Sascha verwundert. Er hatte sich die in Moskau verbrachte Zeit noch niemals vorgerechnet. Sechs Jahre, grübelte er und konnte es nicht begreifen. Sechs Jahre — seltsam!

Und seiner Gewohnheit nach, versank er in diesen ihm vollständig neuen Gedanken. Weras Stimme weckte ihn.

„Was hast du in den sechs Jahren getan?"

„Getan?"

Und er wäre vor Erstaunen in dem Worte beinahe steckengeblieben.

„Was sollte ich wohl getan haben?"

Er war ganz betroffen. Ihm fiel ein, daß er oft gehungert hatte, daß er oft verächtlich behandelt worden war, daß er sich vor der Polizei hatte verborgen halten müssen. Es war ihm in den sechs Jahren herzlich schlecht gegangen. Volle zehn Monate hatte er im Gefängnis zugebracht: „Nihilistischer Umtriebe" wegen. Er war darüber ungemein verwundert gewesen, hatte es sich niemals recht zusammenreimen können: denn er hatte nichts getan, durchaus nichts — zu seiner Schande mußte er es sagen. Die anderen „taten" etwas. Wladimir Wassilitsch und — eben die anderen, alle die anderen. Aber er, Sascha, was hätte er wohl tun können?!

Welche sonderbaren Fragen seine Freundin ihm stellte.

Mit stockendem Atem wartete Wera auf Antwort. Schwer und kalt, wie leblos, lag Saschas Hand in der ihren. Plötzlich bückte sie sich und drückte einen leidenschaftlichen Kuß darauf: Er wollte von seinen Taten nicht reden. Daran erkannte sie ihn.

„Was tust du?" stammelte Sascha ganz entsetzt und ihr seine Hand heftig entreißend. Aber aus Wera brach die seit Jahren zurückgehaltene mächtige Empfindung gewaltsam hervor. Als ob die sternenlose Nacht nicht dunkel genug wäre, hielt sie ihr Gesicht von ihm abgewendet, damit er nicht sehe, wie die Scham darauf brannte: denn sie hatte nichts getan!

„Nichts habe ich getan! Gar nichts! Gewartet habe ich, immer gewartet, sechs Jahre gewartet! Wenn ich dem Starosten die Branntweinflasche fortnahm, einem Kinde das Haar kämmte, oder ihm seinen zerrissenen Rock flickte, so war das schon viel getan. Und wie unwissend ich geblieben bin! Denke dir; nicht einmal, daß ich den Kindern heute sagen konnte, weshalb Rußland so lange Winter hat. Nichts weiß ich, nichts nütze ich, mit nichts kann ich unserem armen Volke helfen. Und geholfen muß dem Volke werden. Das steht ja auch in allen den Zeitschriften und Heften, die du mir im ersten Jahre geschickt hast. Ich habe alles gelesen, ich kenne alles auswendig. Es ist wunderschön, es klingt so erhaben und feierlich. Wenn ich es nur besser verstünde — — Sagtest du etwas?"

Er hatte nichts gesagt: er hatte nur geseufzt, tief und schwer. Also: Sie hatte alles gelesen; es war so schön, es klang so feierlich, aber — — aber sie verstand so wenig davon. Das war es ja eben! Und plötzlich dauerte sie ihn, plötzlich wünschte er, nicht gekommen zu sein, oder die weite Reise — nicht aus eigenem Antriebe hätte er sie unternommen, wahrhaftig nicht! — umsonst gemacht zu haben. Aber darin hatte sie recht: dem Volke mußte geholfen werden, dem „armen" Volk, wie sie es nannte. Sie war so gut, so klug und stark.

„Freilich," murmelte Sascha, „freilich muß dem Volke geholfen werden: wir, die Männer des Volkes, wir müssen dem Volke helfen." Es war die Redensart, die ihm in den sechs Jahren seines Moskauer Aufenthalts so geläufig geworden, daß er sie oft laut vor sich hinsprach, was ihm stets eine gewisse Befriedigung gewährte.

Mit starker Stimme bekräftigte die Freundin: „Das müssen wir, das ist unsere heilige Pflicht. Es gibt so großes Elend auf der Welt."

Sascha sah scheu auf die hohe Gestalt an seiner Seite, die der Nebel mit geheimnisvollen Schleiern umwob. Sie war ihm fremd geworden. Ihre Feierlichkeit machte ihn beklommen, ihre Leidenschaftlichkeit erschreckte ihn. Es wird wohl nichts helfen, dachte er. Ich werde sie wohl mitbringen müssen, wie sie mir aufgetragen haben. Du wirst sehr unglücklich werden, aber unglücklich müssen alle, die dem Volke helfen wollen. Das ist nun einmal so. Ich bin begierig, was sie tun wird.

„So erzähle mir doch, wie es in Moskau war."

Sascha mußte sich erst darauf besinnen. Langsam reihte sich Gedanke an Gedanke, langsam Wort an Wort. Er unterbrach sich häufig, stockte häufig. Er gewahrte nicht, mit welcher leidenschaftlichen Spannung ihre Augen an seinen Lippen hingen.

„Wie es in Moskau war? Prächtig! Eine prächtige Stadt! So viele Kirchen und Paläste! Es strahlt alles nur so. Und so viele Menschen! Man glaubt's gar nicht. Wohl an tausend Popen! Und Gouverneure, Staatsräte, Beamten. Das sind mächtige Herren. Sie tun alles, was sie wollen. Und das Volk — —"

„So sprich doch," drängte Wera.

„Ja, das Volk — — Es ist so hilflos, es weiß so wenig von sich selbst, es ist wie ein Kind, wie ein armes, krankes Kind. Ein krankes Kind kann auch nicht sagen, was ihm fehlt. Da liegt es, das arme, kleine Ding, so — nun eben so hilflos. Weint und wimmert und weiß nicht einmal, warum es wimmert und weiß nicht einmal, warum es wimmert und weint. Man kann es doch nicht so liegen lassen: man muß dem armen, hilflosen Geschöpf doch helfen. Muß man nicht, Wera Iwanowna?"

„Ja, ja ja!"

Sascha sah zu Boden und rieb mit seinen großen roten Händen hilflos die Ellbogen. Nach einer Weile stieß er hervor: „Und muß man das Volk wohl verachten?"

„Wer verachtet es?"

„Alle verachten es! Alle, die dem Volk helfen sollten — die dem Volk helfen könnten. Sie kennen es eben nicht. Wie sollten sie auch? Sie wissen nichts vom Volk, nichts von seinem Leben, nichts von seiner Seele. Es hat nicht einmal eine Sprache für sie. Es ist tot für sie, schlimmer als tot; denn sie verachten es! Sie verachten das stumme, kranke, hilflose Kind, das ihnen nichts sagen kann von seinen Schmerzen. Sie knechten es. Und wenn es dann seine Hände regt und ihnen sagt, daß es frei sei, so werfen sie es in die Gefängnisse, so verschicken sie es nach Sibirien in die Bergwerke und Gruben: Mann und Weib. Sie machen das Volk schlecht und träge, kriechend und heuchlerisch, elend und niederträchtig, und dann — dann verachten sie es."

Er sprach ganz beredt. Wera lauschte wie auf die Verkündigung eines Evangeliums. Eine tiefe Zuversicht überkam sie, eine feste Hoffnung, ein unerschütterlicher Glaube.

Mit erstickten Tränen in der Stimme, bat sie: „Sprich weiter."

Die Finsternis und Weras Nähe gaben Sascha ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe, wie er es vorher noch niemals gekannt. Auch hatte man ihn noch niemals um seine Meinung befragt; noch niemals

war es jemandem eingefallen, Sascha als einen Menschen zu betrachten, der auch eine Meinung besitzen könnte. Sechs Jahre hindurch hatte er „helfen" wollen und „nichts getan, gar nichts" — sechs Jahre hatte er darüber nachgedacht und geschwiegen. Nachdem nun das erste Wort gesprochen, kam es über ihn wie eine Befreiung.

„Sie haben uns immer verachtet. Sie haben uns verachtet, wo sie uns hätten beweinen sollen — jawohl, beweinen! Aber sie dachten: ist das Volk zum Schinden da, so taugt es auch zum Schlachten. Und sie schlachteten es. Arme, dumpfe, stumpfe Masse, die sich in den Tod treiben ließ! War dann in den Kriegen unser Blut geflossen, daß man damit Rußlands Schneefelder hätte fortspielen können, so durften die Uebriggebliebenen wieder in ihre Dörfer zurückkehren, so durften sie ihre vom Feinde eingeäscherten Häuser wieder aufbauen, sich vom Edelmann wieder ins Joch spannen, sich von der Knute wieder blutig peitschen lassen, wenn sie etwa murrten. Indessen sie murrten nicht. Aber geschlagen wurden sie doch! Nicht allein die Hunde haben traurige Augen — traurige Augen hat auch der russische Bauer. In seinen traurigen Augen ist es zu lesen, darin steht alles. Aber sie, die Klugen und Weisen, die alle Sprachen der Welt verstehen, können es nicht lesen: die stumme Sprache des Volkes kennen sie nicht; sie verstehen nicht, daß die „Seelen", wie sie uns nannten, auch wirklich Seelen besitzen. Wir sollen frei sein. Warum lassen sie uns dann nicht auch frei handeln? Weil wir zu stumpf sind. Warum sind wir zu stumpf? Weil wir bei lebendigem Leibe dem Leben abgestorben sind. Wir haben zu viel erduldet. Damit ist alles gesagt."

„Alles!" hallte es wie ein dumpfes Echo tonlos zurück.

Doch Sascha sprach weiter. Er hätte jetzt gesprochen und wäre es heller Tag gewesen, und hätte ihm nicht nur Wera, sondern das ganze Volk zugehört.

„Es geht manches vor in Rußland, aber das russische Volk weiß nichts davon. Wozu braucht es auch etwas zu wissen? Was geht es das Volk an, ob man es retten oder noch mehr verderben will, ob man es liebt oder haßt. Aber trotzdem das Volk nichts davon weiß, wartet es. Es wartet immer. Es wartet seit Jahrhunderten. Worauf wartet es? Auf Befreiung. Aber die Befreiung ist ja gekommen. Es gibt in Rußland keine Leibeigenen mehr, das russische Volk ist frei! Geht und fragt das russische Volk danach. Viele werden gar nichts davon wissen. Und haben sie sich darauf besonnen, werden sie schon in die Schenke laufen und so lange Branntwein trinken, bis sie ihre Freiheit im Rausch wieder vergessen. Denn das Volk weiß nicht, was es mit seiner Freiheit anfangen soll. Es hat während der langen Knechtschaft verlernt, frei sein zu können. Also müssen diejenigen, die das Volk kennen und lieben, es ehren."

Wieder vernahm Sascha jenes dreimalige feierliche, gelobende Ja! Er tat einen tiefen Atemzug und fuhr fort: „Denn es ist einst ein starkes Volk gewesen, so kann es das auch wieder werden. Und das bezweckt ja wohl auch die Regierung. Aber die Regierung kennt das Volk nicht. Wie sollte sie auch? Deshalb müssen Männer und Frauen aus dem Volk es vollbringen, indem sie zum Volke reden in der Sprache, die das Volk versteht. Dann noch immer ist es ein junges, starkes Volk, was es dadurch beweist, daß es noch immer wartet, immer noch hofft. Es ist ein kindliches Volk. Und Jugend hat unverwüstliche Lebenskraft. Laßt uns nur erst wissen, daß auch wir Geschöpfe sind, gleichberechtigt mit anderen Geschöpfen, Menschen, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes. Laßt es das Volk nur erst wissen, und es wird seinen gebeugten Rücken wieder aufrichten. Seine Augen werden zum Himmel sehen. Es wird nicht mehr vor den Augen seines Herrn zittern und kriechen, um hinter dem Rücken seiner Feinde zu knirschen und Rache zu schwören; sondern es wird lieben und glauben und vertrauen. Es wird an sich selber erfahren, daß ein Volk etwas Großes und Starkes sein kann. Wir müssen das Volk mit seinen natürlichen Feinden versöhnen; wir müssen zwischen Volk und Gesellschaft vermitteln, die einen zu den anderen führen, die einen lehren, die anderen zu verstehen und zu würdigen. Wir müssen im Volke das Gefühl seiner Würde wecken, damit Gesellschaft und Regierung vergessen zu verachten und lernen zu achten. Alle, die wir vom Volke sind, müssen zusammentreten, müssen es unterrichten und erheben, damit nicht wahr werde, was sie sagen, daß Rußland, wie es keine Vergangenheit und keine Gegenwart habe, so auch keine Zukunft haben werde. Das Volk muß unserem Lande seine Zukunft bringen und wir müssen dabei helfen."

Er schwieg erschöpft. Seine Lippen zuckten, Tränen standen in seinen Augen.

„Daß du so reden kannst!" war alles, was Wera zu erwidern vermochte. Und leise setzte sie hinzu: „Daß ich dich verstehen kann!"

„Was verstündest du nicht? Das sagte ich auch den anderen, in Moskau. Ich sagte ihnen: Wera Iwanowna ist ein kluges Mädchen, klug und stark."

„Wem sagtest du das in Moskau von mir?"

Sie war stehengeblieben. Sascha fühlte ihren Blick, der in seiner Seele zu lesen schien; es war ein Blick, vor dem keine Lüge bestand.

Er antwortete langsam und mühsam: „Wem ich das in Moskau von dir gesagt habe? Nun, eben den anderen. Wera Iwanowna ist stark, sagte ich ihnen. Sie kann alles, was sie will, und sie will alles. Ich kenne sie. Dann geh und hole sie, befahlen sie mir. Wir brauchen starke Frauen. Ich ging und — nun,, und da bin ich."

Eine ganze Weile erwiderte sie nichts darauf; sie war zu ergriffen. Dann rief sie leise seinen Namen: „Sascha".

Er fuhr zusammen: „Ja."

„Ich wußte, daß du kämst, mich zu holen."

„Das wußtest du?"

„Du sollst mich mit dir fortnehmen nach Moskau, ich soll etwas lernen, etwas tun, etwas helfen! O Sascha, Sascha!"

Aus ihrer Stimme klang ein solcher erstickter, schwer unterdrückter Triumph, ein solcher Jubel, daß ihn ein Schauer überlief. Sollte er es mir sagen, sollte er sie warnen: Geh nicht mit! Du darfst nicht auch verdorben werden! Aber ihm war befohlen worden und er mußte gehorchen. Gehorchen — das war alles, was er tun konnte.

„Aber du sagst ja nichts. So sage mir doch, wer dich zu mir geschickt hat."

„Die Unseren. Du wirst sie kennen lernen. Sie sind es, welche die Bücher schrieben und druckten, die ich dir heimlich geschickt habe. Sie heißen die „Auferstandenen". So nennen sie sich selbst."

Ein Ausruf des Erstaunens, des Entzückens entfuhr Wera. Aber Sascha fühlte sich von neuem heftig beunruhigt. Wenn sie nur bleiben würde, wenn er sie nur zurückhalten könnte!

„Die Auferstandenen, das ist ein schöner Name, ein heiliger Name," sagte Wera leise. „Die Auferstandenen." Ihre Stimme bebte.

„Sie heißen auch die Nihilisten — so werden sie von den anderen genannt. Es sind schrecklich gescheite Köpfe darunter, wahre Hitzköpfe. Wladimir

Wassilitsch ist der erste und wildeste. Das ist ein mächtiger Auferstandener, ein gewaltiger Nihilist! Es soll jetzt viel vor sich gehen."

„Was? Was?"

Sascha zauderte mit der Antwort. „Ich weiß es auch nicht recht," meinte er endlich verdrossen und erklärte dann aufrichtig, „sie sagen mir nämlich nicht alles. Ich glaube sie trauen mir nicht ganz; ich fürchte, sie mißachten mich etwas. Ich habe ja auch noch gar nichts tun können. — — Da fällt mir ein: Nihilisten kommt aus dem Lateinischen. Das Wort heißt nihil und bedeutet: nichts. Die Nihilisten sind Menschen, die nichts bestehen lassen wollen, die an nichts glauben. Es ist jedoch nicht so schlimm."

„An nichts glauben, Sascha? Sie sollten an nichts glauben und sie wollen dem Volke helfen? Sie müssen aber doch an das Volk glauben und daß sie diesem etwas Gutes tun? Es wird gewiß anders sein, sicher irrst du dich. Wie könnte ein Mensch an nichts glauben?"

„Vielleicht irre ich mich," gab Sascha in tiefer Niedergeschlagenheit zu. „Wenn du mitkommst, wirst du selber sehen, daß alles anders ist, als ich dir sagen kann. Du brauchst aber nicht mitzukommen — wenn du nicht willst. Einer allein kann freilich nichts ausrichten, dazu sind ihrer viele nötig; und wo viele sind, muß der einzelne gehorchen. Der einzelne muß hoffen und vertrauen und — du hast recht: und glauben. Ach, Wera, wir beide sind so unwissend, so hilflos; ganz wie das russische Volk. Wer zeitlebens in der Steppe gelebt hat und dann plötzlich herauskommt und dann plötzlich zu begreifen anfängt — — Alles Wirrwarr! Wirrwarr! Du wirst es auch erfahren. Aber vielleicht kommst du doch nicht mit?"

„Der einzelne kann nichts ausrichten," entgegnete sie ihm mit seinen eigenen Worten.

Sie schwiegen beide. Es war kälter geworden, der Nebel hatte sich zum Reif verdichtet. Durch die Dunstschicht brach siegreich ein strahlender Sternenhimmel. Wie ein wunderbares Metallgewölbe, das mit zahllosen Brillanten besetzt war, leuchtete es auf die weiße, glanzbedeckte, feierliche Landschaft nieder. Der gefrorene Schnee sprühte buntglitzernde Funken, die Stämme der Birken glichen Kristallsäulen mit einem phantastischen Aufputz von ungeheuren weißen Straußenfedern. Wo soeben, einer Feuersbrunst gleich, der Vollmond aufstieg, schob sich am Horizont eine goldig schimmernde Nebelwand empor.

Gleich fühlbaren mystischen Wesen ruhten die Oede, die Unendlichkeit, die Lautlosigkeit über der Steppe.

Während die rote Riesenkugel des Mondes langsam, langsam aufschwebte, überkam es Wera wie eine Vision . . .

Vor ihren Augen wandelte sich das wilde, winterliche Land zu einer blühenden Gegend; unabsehbar dehnten sich Felder und Gärten, jede Scholle strotzte von Fruchtbarkeit. Der Boden schüttete alle seine Schätze aus über Rußland. Es war ein Verschwenden, ein Vergeuden der köstlichsten Gaben.

Wie ein Hymnus brauste durch das lachende Land der Ruf: „Die Freiheit des russischen Volkes!"

Wera ward vom Schwindel erfaßt. Sie schloß die Augen, sie taumelte. Als sie wieder aufsah, stieß sie einen Schrei aus.

Versunken war das schöne Bild, eine entsetzliche Wildnis starrte sie an, das einzig Lebende darin waren zwei menschliche Gestalten. Kettenbeladen schwankten sie dahin und eine ersterbende Stimme seufzte: „Das leiden wir für die Freiheit des russischen Volkes."

Da wandte das eine der beiden einsamen Geschöpfe sich um und Wera sah — ihr eigenes Gesicht.

„Was ist dir? Warum schriest du so auf?"

Sie kam wieder zu sich.

„Es ist nichts. O Sascha, Sascha! Was ist dies für ein feierlicher Tag. ch binI so dankbar, so glücklich!"

„Du willst mit mir gehen?"

„Ich will mit dir gehen."

„Du wirst viel leiden müssen."

„Ich will viel leiden."

„Du mußt gehorchen, blindlings gehorchen. Wirst du das können?"

„Ich werde es können."

„Du mußt alles tun, was sie von dir fordern; hörst du wohl? Alles! Ohne Wort, ohne Gedanken — —"

„Ich will alles tun."

„Bedenke auch das: Staat und Regierung sind sehr hart gegen uns. Sie nennen uns Verbrecher und Missetäter, sie werfen uns in Gefängnis, sie verurteilen uns zum Schafott, sie verschicken uns nach Sibirien und in die Bergwerke!"

„Sie sollen mich nach Sibirien schicken — auf das Schafott."

Wiederum ein langes Schweigen. Mehr und mehr überflutete das Mondlicht die Steppe. Es war ein Flimmern und Schimmern, ein Strahlengerissel, als zerflößen Erde und Himmel in dem Glanz. Bereits lag Eskowo dicht vor ihnen; die Lichter des Dorfes funkelten gleich großen Rubinen.

Da nahm Sascha seinen ganzen Mut zusammen. Er fühlte sein Herz hämmern, und das Blut gegen die Schläfen dringen. „Etwas muß ich dir noch sagen."

Aber er schwieg. Sobald er an sie dachte, versetzte es ihm den Atem. Und er sollte Wera jetzt ihren Namen nennen.

„Was mußt du mir noch sagen?"

„Unsere Herrin — Anna Pawlowna — du weißt doch — —"

Doch sie wußte nicht. Sie fragte ihn und er mußte antworten.

Daß der Mond gerade so hell scheinen mußte! Sascha zog den Kragen seines Rockes noch höher, drückte seine Klappe noch tiefer in die Stirn: es war so grimmig kalt.

„Zu den Unseren — — Anna Pawlowna?"

Sie verstand ihn nicht; er mußte es ihr erklären.

„Viele Edelleute gehören zu den Unseren — ganz heimlich, verstehst du. Das ist sehr gut für uns, das nützt unserer Sache sehr. Diese verachten das Volk nicht mehr — im Gegenteil. Ja, so ist es."

Wieder versuchte sie in sein Gesicht zu spähen. Da bückte er sich. Aber auf der Steppe wuchsen jetzt keine Blumen.

„Die verachten das Volk nicht mehr? O Sascha, Sascha!"

Warum sagte sie das so klagend, so zweifelnd? Glaubte sie ihm nicht, oder mißtraute sie jenem? Das wäre sehr unrecht von ihr, sehr unrecht! Er wurde fast heftig.

„Anna Pawlowna ist edel. Sie tut sehr viel für die Sache, wir müssen ihr sehr dankbar sein."

„O Sascha! Sascha!"

Es war nicht mehr eine Klage, es klang wie eine Anklage. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Wenn du an Anna Pawlowna zweifelst, so ist es besser, du bliebst hier. Es wird überhaupt am besten für dich sein; denn du mußt nämlich wissen, daß Boris Alexeiwitsch auch einer der Unseren ist."

Er sagte es ihr so ins Gesicht hinein, es kam ihr

so unerwartet, daß sie nicht wußte, wie ihr geschah: Boris Alexeiwitsch auch einer der Ihren!

Sie erwiderte nichts. Sie war so verwundert, so betroffen, daß sie es nicht einmal zu begreifen versuchte. Sascha wurde plötzlich ganz redselig.

„Er ist ein ganz anderer geworden, gar nicht mehr stolz und hochmütig, ein prächtiger Junge! Er liebt das Volk, er will das Volk kennen lernen, er will dem Volke helfen. So ist es."

„Er liebt das Volk, er will das Volk kennen lernen, er will dem Volke helfen. Wer? Boris Alexeiwitsch?" Sie rief den Namen ganz laut und verstummte erschrocken. Gern hätte sie ihn wieder gewarnt: „O Sascha! Sascha!" Aber es wollte ihr diesmal nicht über die Lippen.

„Er war es, der den anderen zuerst sagte, sie sollten mich zu dir schicken und dich nach Moskau holen lassen."

Er war es? Weras Gedanken verwirrten sich.

„Aber du kannst ja bleiben. Es ist gewiß am besten, wenn du bleibst."

„Warum?"

Sie stieß es so feindselig heraus, sie war so beleidigt, daß er keine Erwiderung wagte.

„Tut es dir leid, daß du gekommen bist?"

Jetzt war an ihm die Reihe klagend, fast anklagend zu sagen: „O Wera, Wera!"

„Welches Recht hat Boris Alexeiwitsch, nach mir zu schicken, welche Pflicht hast du, Boris Alexeiwitsch zu gehorchen?"

„Ich sagte dir ja, gehorchen müssen wir alle; gehorchen mußt du auch."

„Boris Alexeiwitsch?"

Ihre Stimme klang heiser.

„Gehorchen muß auch Boris Alexeiwitsch, wenn über ihn verfügt wird."

„Wer verfügt über ihn?"

„Das Komitee der „Auferstandenen". Er brachte es beim Komitee nämlich in Anregung, daß man dich holen lassen möchte — — Also du willst wirklich mitkommen?"

„Ich will," rief Wera laut und feierlich wie ein Gelöbnis.

Da wandte Sascha ihr sein Gesicht zu. Der Mond beschien es, entsetzt starrte sie ihn an.

„Sascha!"

Er fuhr zusammen.

„Wie siehst du aus? So verändert!"

Sascha konnte darauf nichts entgegnen, denn eben betraten sie die Dorfstraße. Der Gottesdienst war zu Ende. Aus der Kirche strömte es hervor, ein Gewimmel von Lichtern. Alles fiel sich in die Arme, alles küßte sich.

„Glückseliges Auferstehen!"

„Glückseliges Auferstehen!"

Sie blieb stehen, umfaßte den Freund mit beiden Armen und küßte sein bleiches, entstelltes Gesicht.

Sechstes Kapitel.

Einige Wochen später fuhren zwei elende Bauerntelegen die Landstraße hin, die aus dem Norden nach Moskau führt. Im ersten Gefährt saßen inmitten von Gepäck und Körben mit Lebensmitteln für die weite Reise Sascha und Colja, im zweiten Wera und Tania. Saschas Aussehen hatte sich gebessert. Ein Schimmer von Jugend und Hoffnung lag auf seinem breiten Kindergesicht, das er häufig nach dem zweiten Wagen zurückwandte. Jedesmal nickte Wera ihm freudig zu und jedesmal tröstete er sich mit der Versicherung: Sie ist stark; sie werden ihr nichts anhaben können; nicht die Sache und nicht Boris Alexeiwitsch.

„Ich will!" hat sie gesagt, und sie kann. Sie wird der Sache nützen, sie wird dem Volk helfen, sie ist stark.

Seitdem er sich wieder bei ihr befand, stand er ganz unter dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Es war ihm wie eine Erlösung. In Moskau hatte er so viel an Anna Pawlowna denken müssen, daß sein Kopf es gar nicht mehr ertrug. Anna Pawlowna war so edel, so großmütig, so schön; sie liebte das Volk, sie wollte dem Volk helfen, sie war eine der „Unseren". Sascha war ihr dafür in einer Weise dankbar, daß er — aus Dankbarkeit — mit tausend Freuden für sie gestorben wäre, oder sich für sie hätte ins Gefängnis werfen, nach Sibirien verschicken, zum Tode verurteilen lassen.

In einen riesigen Schafspelz gewickelt, eine steile Mütze aus Iltisfell auf dem Kopfe, erschien neben Sascha Colja wie eine einzige gewaltige, gelbliche Haarmasse. Bei jedem Stoß, den die Telega bekam — und sie fuhr ununterbrochen in die Höhe — flog er getreulich mit, so daß er sich mehr in der Luft als auf festem Boden befand, und bei jedem Stoß, den sein Körper erhielt, verspürte er lebhafte Unruhe, wie der Kwas, von welcher Gottesgabe ein ansehnliches Tönnchen die Reise nach Moskau mitmachte, die Sache aufnehmen würde. Niemals zuvor hatte sich sein Geist in einer ähnlich aufreibenden Tätigkeit befunden; denn abgesehen von der Sorge um das Lebenselixir, welches er mit sich führte, mußte er sich ohne Unterlaß wundern, daß er in einer Telega saß und nicht neben einer Telega herlief — nämlich neben der zweiten, in der Tania Nikolajewna nach Moskau reiste. Gerade lachte es hinter ihm hell auf; und sofort begann es in den Fellen zu dröhnen und zu stöhnen, daß Sascha förmlich erschrak.

„He, Colja, was ist dir?"

Aber Colja hatte nur gelacht.

Tania war selig. Gleich dem Mädchen aus dem russischen Volkslied saß sie neben Wera, mit flatternden gelben Zöpfen und strahlenden blauen Augen, so holdselig und siegreich, als wäre sie die Göttin des Frühlings selbst. Soweit sie blicken konnte, war die wilde Steppe mit Blumen bedeckt. Eng drängten die blauen, die roten, die gelben Blüten sich einander, daß ringsum das Land einer unübersehbaren Mosaik glich, darüber die Sonne ihren Goldglanz warf. Die Luft tönte vom Schwirren der Insekten, vom Jubilieren der Vögel. Aus den silberweißen Birken brachen die ersten Blattknospen hervor, so daß es von ferne erschien, als seien die schönen Bäume mit meergrünen Schleiern umwoben. Rings um den weiten Horizont stieg lichtes, hohes Gewölk in das sanfte Blau des Himmels, eine phantastische Alpenkette mit tausend schimmernden Gipfeln.

Tania bestaunte alles, bejubelte alles. Sie plauderte und lachte, daß ihr Mündchen keinen Augenblick zur Ruhe kam, die Grübchen aus ihren rosigen Wangen gar nicht verschwanden, die Zähne immer wieder zwischen den blutroten Lippen hervorblitzten. Und Anfang und Ende aller Lust war Moskau, Wladimir — Wladimir, Moskau.

Entstand in dem Rütteln und Schütteln einmal eine Pause, so versuchte sie es sogar mit einem Liede. Es waren trübselige, wehmütige Steppengesänge; aber von ihren Lippen klangen auch Schwermut und Sehnsucht gar holdselig:

„Eine rote Rose blühte auf im Schnee.
Was tut mir denn mein junges Herz so weh?
Ach Gott, mein junges Herz hat, wie mir scheint,
Grad' eine rote Trän' recht bitterlich geweint."

Wera sprach wenig; aber sie hörte mit so heiterer Ruhe zu, daß Tania ihre Scheu vor der ernsten, nachdenklichen Freundin mehr und mehr verlor.

Seit Ostern war Wera aus der Weihestimmung nicht herausgekommen; sie hatte nicht aufgehört, stumme Gelübde abzulegen und sich für den großen Opferdienst vorzubereiten. Sie kam sich dessen unwürdig vor. Aber ihr starkes: Ich will! gab ihr Glauben und Zuversicht. Ohne das Bewußtsein ihres heiligen Ernstes für die Sache wäre ihr gewesen, als stünde sie im Begriff, ein Sakrileg zu begehen. Wenn sie die junge Welt um sich her betrachtete, die so unberührt und heiter war, wie am ersten Schöpfungstag, so mußte sie immer von neuem denken: Auferstanden! Auferstanden!

Für die Ungeduld der beiden Mädchen ging die Reise viel zu langsam vonstatten. Uebergetretene Flüsse, betrunkene Kutscher, zerbrochene Wagen gehörten zu den täglichen Hindernissen. Oder es stürzte auf dem oft grundlosen Weg ein Pferd, eine schlecht geschmierte Achse fing Feuer, ein Feiertag verschuldete, daß kein Kutscher fahren konnte, denn sie waren alle betrunken.

Wenn sie Pferde bekamen, reisten sie auch des Nachts. Indessen waren sie nur selten so glücklich. Gewöhnlich verbrachten sie die Nächte mit anderen Reisenden auf einer Poststation in der allgemeinen Passagierstube, einem elenden Raum, darin eine abscheuliche Luft war. Das Zimmer starrte von Schmutz und wurde dürftig von einer Tranlampe erhellt, die von der braunen Decke herabhing. Es wurde Tee und Branntwein getrunken und dabei sinnlos geschrien und gelärmt. Die Leute aus Eskowo drückten sich mit ihrem Gepäck in eine Ecke zusammen. Colja lag zu Tanias Füßen, ohne ein Auge zu schließen und knurrte jeden an, der sich seiner Heiligen näherte. Sobald Tania schlief, stand Wera auf und schlich sich hinaus, gefolgt von Sascha. Draußen in der feierlichen Nacht besprachen sich die beiden. Es war immer dasselbe Thema: das russische Volk war elend, dem russischen Volke mußte geholfen werden.

Einigemal kam es vor, daß Reisende, die mit einem Kronpaß versehen waren, ihnen auf der Landstraße die Pferde vom Wagen abspannten, ohne daß sie dagegen hätten Einwand erheben können. Endlich, am zehnten Tage, näherten sie sich Moskau, das sie von einer Höhe aus zuerst erblickten. Es lag vor den Reisenden auf dem frühlingsgrünen Lande, welches ein blinkender, belebter Strom durchzog, zwischen heiteren Hügelketten, gleich dem Zauberbild einer Fata Morgana. Wie eine Goldflut schlug der Schein der Abendsonne über die Riesenstadt zusammen, mit seinem feurigen Licht ringsum alles Land und alle Höhen übergießend, daß die „heilige" Stadt ein Kranz von Gluten umschloß. Mitten aus dem Schimmer stieg ein Chaos von bunten Türmen zu dem lodernden Himmel auf, ein phantastischer Kirchhof von Kreuzen, die, an goldenen Ketten hängend, in der Luft zu schweben schienen. Hier in tiefem Purpur brennend, dort in feierlichem Ultramarin, in leuchtendem Smaragdgrün strahlend, erglänzten über den funkelnden Kirchendächern, ungeheuren Edelsteinen gleich, die Kuppeln.

Wera erhob sich im Wagen und blickte in stummer Ergriffenheit hinüber, wo sich ihr Leben erfüllen sollt. Ihre Sehnsucht nach Taten hatte sich zum leidenschaftlichen Verlangen nach einem Martyrium gesteigert: Sie wollte ihr Kreuz auf sich nehmen! So grüßte sie denn ihr Golgatha.

Auch Tanias Gemüt war voll frommer Gedanken; in einer Stunde sollte sie Wladimir wiedersehen.

Immer strahlender ward die Glorie um das Haupt der Heiligen unter Rußlands Städten. Moskau lohte auf in einem himmlischen Feuer, und von den Kuppelmassen des Kreml schienen sich Flammen niederzuwälzen. Wie ein Baldachin aus düsterem Purpur glühte über dem Zarenpalast die Abendröte.

Dann ging die Sonne unter, dann brach die leuchtende russische Frühlingsnacht an.

In der Peobraschenskaja-Vorstadt wurden beide Telegen von einem Polizisten angehalten und einem langen Examen unterworfen. Sascha wies seinen Paß vor und bezeichnete Wera als eine ehemalige Leibeigene Anna Pawlownas. Die darauf bezüglichen Papiere — Boris Alexeiwitsch selbst hatte sie besorgt, waren völlig in Ordnung, so daß sich dagegen nichts einwenden ließ. Mit geröteter Stirn hörte Wera den Verhandlungen über ihre Person zu; sie gab auf keine Frage eine Antwort, was zur Folge hatte, daß der Beamte sie als „verdächtig" aufschrieb. Tania begann gleich bei dem ersten Wort, welches der Mann an sie richtete, bitterlich zu weinen, worauf der Beamte sie mit einem Achselzucken unbehelligt ließ. Colja schien man, trotz seines gewaltigen Gebrumms, gar nicht zu bemerken.

Bald umbrandete die Reisenden das nächtliche Leben der fabelhaften Hauptstadt. In buntem Wechsel zog die ganze Bilderreihe der wunderbaren Steppenresidenz an ihnen vorüber: Hütten und Paläste, Kirchen und Klöster, Felder und Parks, zahllose Fuhrwerke, zahllose Menschen. Wera verlor alle Fassung. Wie sollte sie sich jemals in diesem Gewimmel und Getümmel zurechtfinden, wie jemals ihre Hände regen können, um allen diesen zu helfen? Es waren Tausende und aber Tausende; und sie war eine einzelne! Alle schienen einen Lebenszweck zu haben, alle schienen tätig und zufrieden zu sein. Niemand würde sie brauchen, kein einziger ihrer bedürfen. Und sie hatte sich dem ganzen Volke opfern wollen!

Der Begriff des Volkes, der ihr bis dahin eine vertraute Einheit gewesen, ging ihr gänzlich verloren; er wuchs und schwoll zum Ungeheuren, darin ihr Geist versank, wie in ein uferloses Meer.

Siebentes Kapitel.

Mitternacht war nahe, als die beiden Telegen in der Nowaja Andronowska-Vorstadt, dort wo die letzten Häuser standen, vor einem Gebäude hielten, das mehr Ruine als Haus zu sein schien. Es lag auf freiem Felde, in einem Gemüsegarten ohne Gemüse, und sah so verlassen, elend und verkommen aus wie ein Trunkenbold, der am Wege liegengeblieben ist. Im Hofe befand sich ein zerfallener Brunnen, von dem man sich nicht vorstellen konnte, daß er Wasser zu geben vermöge, und ein verkrüppelter Birnbaum, der sich nicht grün und blühend denken ließ. Die nächste Umgebung des Häuschens bestand aus Kot und Schmutz, dann folgte ein Zaun im letzten Stadium des Verfalls, dann wiederum Kot und Schmutz.

Das trostlose Haus schien seit langem nicht mehr bewohnt zu werden. Die Tür war verschlossen und durch die teils blinden, teils zerbrochenen Scheiben glänzte die helle Nacht in das dunkle Innere. Doch befanden sich im Erdgeschoß einige Fenster, die mit starken Läden versehen waren. Um sich blickend, gewahrte Wera die gewaltige Silhouette des vielkuppeligen Kreml am lichten Himmel, ein Bild von großartiger Schönheit.

Indessen Sascha und Colja das Gepäck abluden, standen die beiden Mädchen im Hofe. Vergebens schaute Tania nach ihrem Bräutigam aus. Das arme Kind bebte wie Espenlaub und hatte die Augen voller Tränen.

Dann fuhren die Telegen fort, dann kam Sascha und führte, ohne ein Wort zu sprechen, die Neuangekommenen um das Haus, zog unter einem Stein einen Schlüssel hervor, mit dem er die Hinter-

tür öffnete. Sie traten ein, in einen finsteren, feuchten Raum. Sascha schloß die Tür, ließ die anderen im Dunkeln stehen und kehrte nach einer Weile mit Licht zurück.

„Er ist fort," berichtete er mit gedämpfter Stimme, als fürchtete er, belauscht zu werden. „Er wird bei einer Versammlung sein; da kommt er vor Tag schwerlich zurück. Es gibt so viel zu beraten für das Volk und gegen unsere Feinde. Keiner tritt so auf für die Rechte des Volks und gegen unsere Unterdrücker wie Wladimir Wassilitsch. Aber kommt doch herein."

Sie folgten ihm in einen großen, öden Raum mit nackten, grauen Wänden, schmierigem Fußboden, und nur mit den notwendigsten Gerätschaften versehen: einem Tisch, einem Schrank und einigen mit roter Farbe angestrichenen Stühlen aus Birkenholz. Es war das Zimmer des Hauses, welches von innen Fensterläden verwahrten.

„Unser Arbeitszimmer," erklärte Sascha mit einer Handbewegung, als stelle er den Angekommenen jemand vor. „Ihr glaubt nicht, was für ein behaglicher Raum es ist; besonders im Winter. Der Ofen heizt vortrefflich. Und wenn der Wind um das Haus fährt und der Schnee sich bis zu den Fenstern auftürmt, und wenn man dann denkt, daß man eigentlich ebensogut draußen sein könnte, und wirklich so viele draußen sind bei Sturm und Schnee — ihr glaubt nicht, wie behaglich es dann hier ist."

„Gewiß glauben wir das," sagte Wera im Tone größter Zuversicht. „Es scheint ein vortreffliches Haus zu sein. Wem gehört es?"

„Anna Pawlowna," erwiderte Sascha, und ward rot vor Vergnügen über das dem Hause gespendete Lob. „Es ist die Wohnung eines ihrer Gärtner. Als der Mann starb, schenkte sie es uns. Sie ist so gut, sie tut so viel Gutes, sie liebt das Volk so sehr. Und dann — welcher Polizist wittert Propagandisten in einem Hause, das Anna Pawlowna gehört? Wir sind hier ganz sicher. Anna Pawlownas Name verschafft uns völlige Sicherheit. Es ist nicht zu sagen, wie viel Gutes sie uns erwiesen hat und fortwährend erweist."

Wera stand in der Mitte des Zimmers. Sie sah nicht dessen Trostlosigkeit, ihr schien es ein Heiligtum, denn hier arbeiteten die Ihren! Hier arbeiteten sie für das Volk. Hier würde sie arbeiten — für das Volk!

Die arme Tania war nahe daran, von neuem in Tränen auszubrechen, weil Wladimir nicht da war. Sie blickte hilflos um sich. Nur Colja schien an sie zu denken — natürlich! Wenigstens stand er da und starrte sie an. Sie nickte ihm zu und versuchte ein freundliches Gesichtchen zu machen.

Indessen fuhr Sascha fort, das Haus zu rühmen.

„Laßt es nur erst Sommer werden, dann ist es hier draußen prächtig. Wenn es in der Stadt nicht mehr auszuhalten ist, haben wir hier die beste Luft. Tania Nikolajewna kann sogar im Grase Blumen pflücken; Gänseblümchen und Stiefmütterchen — wahrhaftig! Beim Birnenbaum habe ich rote Bohnen gepflanzt, sie müssen schon aufgegangen sein. Denkt euch, wie schön es aussehen wird: der Baum ganz von brennendroten Blüten umsponnen. Und dann die Bohnen! Wera Iwanowna kann Bohnen brechen, als ob sie in Eskowo wäre. Einen Teil davon kann sie für den Winter trocknen, den anderen verspeisen wir frisch, mit Hammelfleisch und Zwiebeln. Das wird schmecken!"

„Es ist alles sehr schön, wir werden alle sehr glücklich sein," bekräftigte Wera mit starker Stimme.

„Das habe ich ganz vergessen," rief Sascha etwas unsicher. Bevor ich an euch abgesandt wurde, kaufte ich herrlichen Kattun zu Vorhängen für die Fenster, gelb mit roten Rosen, eine wahre Pracht! Wladimir Wassilitsch schalt mich deswegen. Er nennt nämlich dergleichen Dinge Ueberfluß und wollte mir nicht erlauben, die Vorhänge aufzustecken. Aber Tania Nikolajewna wird ihn darum bitten, dann gestattet er es gewiß, und dann leben wir hier wie in einem Schlosse. Es ist wirklich sehr edel von Anna Pawlowna, daß sie uns hier wohnen läßt."

Wera pflichtete ihm bei. Sie tat es aus vollster Ueberzeugung.

„Doch ihr müßt Hunger haben. Ich werde gleich den Samowar aufstellen; auch ein Geschenk Anna Pawlownas. Etwas Brot und Fleisch wird sicher auch da sein."

Er ging zum Schrank und kramte allerlei Speisereste hervor. Wera hatte bereits den Samowar entdeckt und suchte jetzt nach Geschirr; es waren jedoch nur ein Topf und ein Glas zu finden. Colja wurde nach dem Brunnen geschickt, um Wasser zu holen.

Während Wera den Samowar herrichtete — einige glühende Kohlen hatten sich in der Küche auf dem Herde gefunden — machte Sascha die Mädchen mit ihrem zukünftigen Wohnorte näher bekannt.

„Wir Männer schlafen oben, ihr schlaft nebenan;" er deutete auf eine rot angestrichene Tür. „Es ist Platz genug im Hause. Wenn Wladimir Wassilitsch und Tania Nikolajewna sich — —" Er stockte, errötete, geriet ins Stammeln, fuhr, mühsam nach Worten suchend fort: „Gewiß; Platz ist genug! Vielleicht werden Wera oder ich selbst vom Komitee verschickt, irgendwohin. Dann müssen wir gehen. — — Habe ich euch schon gesagt, daß im Hofe Kohl wächst? Auch Gurken und ein Stachelbeerstrauch! Es ist wunderhübsch. Da kocht bereits das Wasser."

Sie setzten sich, aber nur die Männer aßen. Wera war derartig von ihrem neuen Leben erfüllt, daß sie für nichts anderes Sinn hatte. Am liebsten hätte sie augenblicklich zu „arbeiten" begonnen. Sie konnte keinen Bissen anrühren und bemerkte nicht, daß Tania ihr stumm und blaß gegenüber saß. Colja räumte gewaltig unter den Speiseresten auf, ganz gegen seine Gewohnheit aufgeregt schwatzend, was niemand verstand, und immerfort Tania anblinzelnd. Sascha sprach mehreremale von den „Unseren" und der „Sache", wobei er sich mit dem Samowar zu schaffen machte, den er besonders in sein Herz geschlossen zu haben schien und auf den er ungemein stolz war.

Sehr bald standen die Mädchen auf und begaben sich mit einem Licht in die Kammer, deren Tür sich nicht verschließen ließ. Kaum waren sie fort, als Colja mit einem heftigen Ruck seinen Stuhl neben den Saschas setzte, diesen vertraulich mit den Ellbogen in die Seite stieß und ihm begreiflich zu machen suchte, daß er trotz der „Unseren" und der „Sache" über das Täubchen Tania Nikolajewna wachen würde, und sollte er dabei die „Unseren" und die „Sache" totschlagen müssen „wie einen Hund, Brüderchen." Mit zugekniffenen Augen Sascha verständnisvoll zunickend und freundschaftlich angrinsend, wobei zwischen den Zotteln seines Bartes sein gewaltiges Gebiß hervorblinkte, zeigte er pantominisch, wie er einen Hund totschlug: „So, Brüderchen. Und hin bist du."

Die Männer saßen noch am Tisch, als Wera zurückkam, zum Ausgehen gerüstet. Sie flüsterte aufgeregt: „Sie schlief ein, überdies bleibt Colja bei ihr. Du wirst gewiß noch Wladimir Wassilitsch und die Unseren aufsuchen wollen. Sie beraten ja wohl? Ich bin gar nicht müde. Willst und darfst du mich mitnehmen, so laß uns gehen."

(Fortsetzung folgt)